

# Johann Adam Pupikofer : Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung [Fortsetzung]

Autor(en): **Meyer, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **39 (1899)**

Heft 39

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-585074>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Johann Adam Pupikofer.

Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung  
von Dr. Johannes Meier.  
(Fortsetzung.)\*

### Die thurgauische gemeinnützige Gesellschaft und das erste Neujahrsblatt.

Schon bevor ich nach Bischofszell übergesiedelt war, hatte sich im Thurgau, angeregt und aufgefördert von der Jahresversammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft zu St. Gallen (1820), eine thurgauische gemeinnützige Gesellschaft gebildet. Dies war so zugegangen. Eingeladen von Dekan Ulrich Zwingli in Lustorf, versammelten sich die thurgauischen Mitglieder der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft im Stifte Kreuzlingen, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurden, am 29. Januar 1821 in der Absicht, eine eigene kantonale Gesellschaft zu gründen, um den Bestrebungen des allgemeinen Vereins mehr Wirksamkeit in unserm Kanton zu verschaffen. Es waren ihrer zehn Männer auf die Einladung erschienen, meistens Geistliche (darunter Kanonikus Kerler und Stiftspfarrer Keller in Kreuzlingen), doch auch zwei Laien, nämlich die Regierungsräthe Reinhard und Freymuth. So wenig man den Geist der Zeit übersah, der damals schon allerlei Gesellschaften und Vereine, den Moden ähnlich, ins Leben rief, wovon manche,

---

\*) Vgl. Thurg. Beiträge f. vaterländische Geschichte. Heft 35 (1895), S. 69—154: von 1797 bis 1815 bis zum Weggang auf das Karolinum in Zürich. — Heft 36 (1896), S. 50—105: von 1815 bis 1817: Studienjahre in Zürich. — Heft 37 (1897), S. 97—183: Wirksamkeit in Güttingen.

je geräuschvoller sie ihr Dasein anhaben, um so schimpflicher dahin welkten: so wenig zweifelte man an der Nützlichkeit und an dem erfreulichen Emporwachsen einer bescheiden auftretenden und stille wirkenden Gesellschaft, welche sich diejenigen Gegenstände zu ihrer Wirksamkeit wählte, auf denen die irdische Wohlfahrt der Bevölkerung beruht. Die Gesellschaft für vaterländische Kultur im Aargau lieferte für diese Hoffnung ein ermunterndes Beispiel.

Nicht weil es bei Vereinsgründungen, zumal in der Schweiz, herkömmlich ist, daß man gleich zu Anfang eine Menge Satzungen aus theoretischen Gesichtspunkten aufstellt, die sich in der Folge dann praktisch oft nicht bewähren, sondern weil man die Ueberzeugung hegte, daß, wenn diese neue Gesellschaft etwas Rechtes leisten sollte, man wissen müsse, was sie wolle, und wie sie es wolle, daß sie mithin sowohl der Zwecke ihres Wirkens als auch der Mittel dazu so gut als möglich klar sich bewußt werden müsse, faßte man den Beschluß, es sollte vor allem ein möglichst vollständiger Entwurf zu Statuten abgefaßt werden, damit die Gesellschaft gleich anfangs wohl organisiert, mit bestimmtem Zwecke und auf vorgezeichnetem Wege ihrer Wirksamkeit ins Leben treten möge. Zur Uebernahme dieser Arbeit ließ sich Pfarrer Joh. Georg Wirth zu Neufirch i. G. überreden.

In den darauf folgenden Versammlungen am 25. Juni und 2. August 1821 zu Weinfelden wurden unter vorläufiger Leitung des Dekan Wirth die Satzungen durchberathen und acht anderweitige Männer, unter die auch ich gezählt ward, von den anwesenden als Mitglieder vorgeschlagen. Die nächste Versammlung fand am 15. Oktober jenes Jahres statt und hatte wesentlich zum Zwecke, dem Vereine, dessen Statuten von der Regierung genehmigt worden, einen leitenden Ausschuß zu ernennen. Die Wahl des Präsidenten fiel auf den Regierungsrath Reinhard von Weinfelden. Der Obergericht Reinhard brachte schon in dieser Herbstversammlung das Thema über die leichteste Herstellung und zweckmäßigste Einrichtung eines Institutes für die

Umgehend von Weinfelden oder auch mit weiterer Ausdehnung für den ganzen Kanton, mithin die Frage über Gründung einer höhern thurgauischen Lehranstalt in Anregung, deren Besprechung bei einer der nächsten Versammlung die Dekane Zwingli und Däniker, der Kammerer Denzler und der Pfarrer Widmer in Verbindung mit dem Urheber des Themas durch ein Gutachten einleiten sollten. Die Verhandlungen darüber zogen sich indessen, wegen der Diskussion dringenderer Gegenstände bis ins Jahr 1826 hinaus.

Da ich mich wegen meiner Uebersiedelung nach Bischofszell noch nicht aktiv an den Bestrebungen des Vereins theilnehmen konnte, erhielt ich am 22. Januar 1822 folgende Zuschrift:

Hochgeehrtester Herr! Sie empfangen begebogen die Statuten für die Gesellschaft zur Beförderung des gemeinnützigen im Kt. Thurgau, deren Mitglied Sie sind. Dieselben machen Sie mit dem Zwecke und der Einrichtung der Gesellschaft näher bekannt. Für jenen muß sich nothwendig jeder Freund des Vaterlandes, jeder Wohlbedenkende aufs lebhafteste interessieren.

Ueberall noch, wo sich Vereine mit solchem Zwecke besonnen gebildet hatten, gedenken (so!) sie, wie uns die Beispiele verschiedener Kantone unseres Vaterlandes zeigen. Denn an edeln Männern, die sich an dergleichen Vereine, von den wohlthätigen Zwecken derselben kräftig angezogen, angeschlossen, fehlte es nie, und ihr übereinstimmendes Zusammenwirken konnte um so weniger fruchtlos seyn, je mehr ein wirklich gemeinnütziger Geist sie beseelte, je wärmer ihr Interesse an der guten Sache war.

Im Vertrauen auf die innere, jeden Gemeinnützigen im Lande anziehende Kraft eines Vereins, der des Landes Wohl zu befördern den ausschließlichen Zweck hat, und in der Ueberzeugung, daß sich der Gemeinnützigen viele im Thurgau finden, die sich freudig an einen solchen Verein anschließen werden, hat sich derselbe gebildet. Diese Ueberzeugung scheint sich durch den Erfolg erfreulich rechtfertigen zu wollen.

Es ist gerade ein Jahr, seit der Wunsch zur Errichtung einer solchen Gesellschaft im Kreise von wenigen ausgesprochen und der erste Schritt zur Realisierung desselben gethan wurde — und schon besteht der Verein aus 28 Mitgliedern, welche sich alle aus innerer Ueberzeugung von dem Bedürfnisse und der Wohlthätigkeit einer solchen Ver-

Brüderung gemeinnützig denkender Männer für unsern Kanton an denselben angeschlossen haben, und von denen sich erwarten läßt, daß sie eifrig und thatkräftig für das Aufblühen und Gedeihen der Gesellschaft wirken werden.

Es ist auch nicht daran zu zweifeln, daß, nachdem durch den Druck der Statuten Zweck und Einrichtung der Gesellschaft allgemeiner bekannt seyn werden, immer mehrere angesehene und wohlthätige Bürger des Kantons aus allen Theilen desselben zu unserm gemeinnützigem Verbands sich sammeln werden, wofür jedes Mitglied mit weiser Vorsicht seinen Einfluß verwenden wird. Mit weiser Vorsicht! Denn niemand soll nach dem bestimmt und wiederholt ausgesprochenen Sinne der Gesellschaft zur Theilnahme an derselben überredet oder wohl gar gegen seinen Willen voreilig zur Aufnahme vorgeschlagen werden.

Männer von Verstandes- und Herzensbildung, edle Männer von echter Vaterlandsliebe und gemeinnützigem Wohlwollen werden, müssen von einer wirklich gemeinnützigem Gesellschaft angezogen werden, daß sie der Ueberredung nicht bedürfen; und sie, die aus eignem, innern Antriebe sich an uns anschließen, seyen uns aufs herzlichste willkommen! Durch den Beytritt solcher Männer nur gewinnt die Gesellschaft an innerm kraftvollen Leben und an äußerer gesegneter Wirksamkeit.

Bringen Sie, hochverehrtester Herr, bey der nächsten Versammlung Vorschläge zur Aufnahme solcher Männer, so leisten Sie der Gesellschaft einen wesentlichen Dienst und beurkunden damit, daß sie derselben wahres Interesse im Auge haben!

Sie dazu, und überhaupt zur regen Wirksamkeit für die Zwecke der Gesellschaft zu ermuntern, wäre überflüssig. In Ihrer Bekanntschaft mit den Bedürfnissen des Kantons in allen den verschiedenen Beziehungen, in welchen unser Verein nützlich werden möchte; in Ihrer Liebe zum Kanton und seinen Bewohnern; in Ihrem edeln gemeinnützigem Sinne, den Sie durch Ihre frühe Theilnahme an der Gesellschaft so unzweydeutig ausgesprochen haben, — tragen Sie in sich selbst die kräftigsten Antriebe und Ermunterungen, und so werden Sie sich auch desto mehr angesprochen, desto stärker zu gemeinnütziger Thätigkeit aufgeregt fühlen durch die bereits in Birkel gesetzten, den 15. Oktober 1821 von Sr. Hohehrwürden Herrn Dekan Zwingli in Lustorf und dem wohllehrwürdigen Herrn Pfarrer Ammann in Scherzingen gehaltenen Eröffnungsreden.

Die Zeit rückt heran, wo sich die Gesellschaft wieder besammeln wird. Daß es dannzumal an Stoff zu fruchtbaren Berathungen nicht

fehlen möge, dafür ist durch das Präsidium zum Theil schon gesorgt; indessen wäre es doch wünschbar, daß von dem einen oder andern Mitgliede einige Mittheilungen gemacht würden. Sollten Sie vielleicht etwas in Bereitschaft haben, so werden Sie gebeten, dem Präsidio davon zu rechter Zeit gefällige Anzeige zu machen.

Möge sich bey der nächsten Versammlung durch reichhaltige und wichtige Mittheilungen die angenehme Hoffnung neu beleben und vester begründen, daß es unserer Gesellschaft weder an Willen, noch an Eifer, noch an Kraft gebreche, ihrem schönen vielsagenden Namen durch die That zu entsprechen!

Genehmigen Sie, Hochverehrtester Herr, die Versicherung aufrichtigster Hochschätzung und Ergebenheit!

Frauenfeld, den 28. Jenner 1822.

Der Präsident der Gesellschaft:

Reinhard, Reg.-Rath.

Der erste Aktuar derselben:

J. G. Wirth, Pfarrer.

Es war nicht bloß ermunternd, daß die Landesregierung unsrer jungen Gesellschaft ihren aufrichtigen Beifall zollte, sondern auch ein Zeichen „fortschrittlicher Gesinnung“, wie man jetzt sagen würde, daß diese vielgeschmähte Regierung einigen ihrer Mitglieder es gestattete, der Gesellschaft anzugehören, wo sie sich lebhaft bei der Diskussion betheiligten und selbst auch zeitgemäße Themata zur Verhandlung brachten. Besonders war es Regierungsrath Freyenmuth, der es mit den Aufgaben und Bestrebungen der thurgauischen gemeinnützigen Gesellschaft sehr ernst nahm. Das erste Thema, das überhaupt behandelt wurde, brachte er am 6. Mai 1822 in Fluß, nämlich die Errichtung einer zinstragenden Ersparniskasse für den Kanton Thurgau,<sup>112)</sup> indem er zunächst es für wünschbar erklärte, daß namentlich der kleine Mann Ersparnisse mache, die er in sichere Verwahrung bringe und als arbeitendes Kapital anlege, sodann den fertigen Plan einer solchen Anstalt vorlegte, worin er zuerst die Grundsätze und die äußere Stellung der Anstalt zum theil-

<sup>112)</sup> Vgl. Freyenmuths Tagebuch in diesen Beiträgen, Heft 33. (1893) S. 47.

nehmenden Publikum, sodann die innere Einrichtung derselben des nähern auseinanderzusetzen. Dieser Vorschlag wurde mit solchem Beifall aufgenommen, daß die Gesellschaft sogleich die Errichtung einer Kasse zu unternehmen beschloß und dieselbe auch wirklich im nächsten Jahre ins Werk setzte.

In einer der Versammlungen des Jahres 1822 brachte ich nach dem Vorgange von Zschokke die Verbesserung der Kalender zur Sprache. Die Kalender, welche damals gedruckt und gelesen wurden, litten an verschiedenen Gebrechen, welche eine eilfertige, unbefugte und gewinnstüchtige Redaktion ihnen zuzufügen pflegte. Ich drang auf Abhülfe, indem ich folgende Gedanken äußerte:

Des Kalenders erste Bestimmung ist, daß er die Tage und Zeiten, die christlichen Feste wie die häusliche Feier der Namens- und Geburtstage, endlich den Lauf der Sonne und der Planeten, die Veränderung des Planetenstandes und des Thierkreises u. s. w. anzeige. Dies ist nützlich und nothwendig, mit Ausnahme dessen, was der Bauer nicht versteht und doch abergläubisch annimmt; denn dieses hält ihn ab von vernünftiger Witterungsbeobachtung, von Prüfung gewisser Erscheinungen in der Pflanzenwelt und verleitet ihn, sich gar oft selbst zu schaden.

Dem Kalender sind Erzählungen beigegeben; die wenigsten aber sind gemeinnützigen Inhalts, sondern vielmehr unsittliche Possen. Sie sollen zur Erheiterung und Belustigung dienen und erfüllen nicht einmal diesen Zweck. Das Publikum legt auch so wenig auf diese literarischen Erscheinungen, daß es sie nach Verfluß des Jahres zerreißt.

Der Kalender kostet indessen unserm Volke viel Geld, so wohlfeil auch das einzelne Exemplar sein mag. Jede Haushaltung, die ganz armen ausgenommen, kauft sich jährlich einen Kalender. Leselustige Bauern kaufen oft jährlich ein halbes oder ganzes Duzend verschiedener Kalender aus Neugierde, so daß sie zu viel haben, was den Armen abgeht. Man kann deshalb auf jede Haushaltung zu Stadt und Land jährlich einen Kalender rechnen. Nimmt man die Kantonsbevölkerung dormalen zu 76,000 Menschen und gibt man durchschnittlich jeder Haushaltung 7 Köpfe, so sind im Thurgau 10,857 Haushaltungen. Rechnen wir nun auf jede Haushaltung einen Kalender zu mindestens 7 Kreuzer Ankaufspreis, so werden in unserm Kanton jährlich 1266 Gulden, 40 Kreuzer (Fr. 2533. 20) dafür aufgewendet.

Daß es recht gut und nützlich wäre, wenn man, was im Kalender den Aberglauben und Irrthum befördert, daraus entfernte, statt der unmoralischen Schnurren anständige Unterhaltung und kurzweilige Belehrung beifügte, wird kein Vernünftiger bestreiten; vielmehr wird jeder wünschen, man möchte den Kalender zum wahren Volksbuche machen. Zwar möchte jemand einwenden: „Was nützt es, Perlen auf einen Misthaufen zu werfen?“ Allerdings müßte manches verloren gehen, wie bei andern gut gemeinten Schriften dieser Art. Aber wo Talent den gefunden Ideen eines solchen reformierten Kalenders entgegen käme, würden sie gewiß nicht ohne Nutzen bleiben. Die Jugend besonders faßt in solchen Büchern manchmal Gedanken auf, die im spätern Alter außerordentliche Folgen zu Glück und Unglück haben. Besser wäre es, das Geld, das alljährlich für Kalender außer Landes geht, würde im Lande bleiben. Auch der Kanton Bern hat gefunden, daß dies in Absicht auf die Finanzen nicht ganz zu verachten sei, und hat daher fremde Kalender verboten. Eine solche Sperrung fremder Litteraturerzeugnisse wäre nun freilich nicht anzurathen; aber das Schlechtere durch das Bessere außer Kurs zu bringen, könnte niemand verargen.

Auch in andern Gegenden hat man eine Verbesserung des Kalenders versucht. In Deutschland erschien jüngst ein sogenannter Volkskalender, der frei von den Thorheiten seiner Kameraden Nutzen und Belehrung zu verbreiten sucht. Der „Wanderer am Bodensee“, welcher in Form einer Reise eine geographisch-historische Beschreibung von den Gegenden des Bodensees macht, hat als Kalender viele Freunde gefunden. Sogar in der Schweiz ist von einem Ort her, wo man es vielleicht nicht erwartet hätte, ein historischer Kalender erschienen, nämlich in Bern. Und welche Belehrung und Erheiterung hat nicht Möser einem Wochenblatte gegeben, das wohl noch weniger dazu geeignet war als der Kalender?

Der verbesserte Kalender müßte enthalten: 1) Das Verzeichniß der Monate und Tage mit allen seinen Anhängseln (Calendarium); 2) Als Zugabe Beschreibung des Vaterlandes in geographischer und historischer Hinsicht, wohlgewählte Anekdoten, allenfalls auch Skizzen von allerlei Abenteuern, wie sie im „Morgenblatt“ vorkommen, etwas Naturgeschichte mit Abbildungen; 3) Ein Verzeichniß der Beamten des Kantons u.

Ein so eingerichteter Kalender könnte auch Schulbuch werden und Niederlage der wichtigsten Arbeiten der gemeinnützigen Gesellschaft.

Als ich meine Meinung auseinandergesetzt hatte, glaubten Dekan Zwingli von Lustorf, der Herausgeber der ersten thurgauischen Zeitung (nämlich des „Wochenblatts für den Thurgau“



1798—1805) und andre anwesende Mitglieder, das sei zu viel verlangt; nicht einmal einer der besten Kalender, der „Wanderer am Bodensee“, vermöge sich von unsaubern Sachen frei zu halten, wie viel weniger andre! Genug, mein Vorschlag, so gegründet er allen schien, fand nicht diejenige Zustimmung, die zur Ausführung meines Gedankens nöthig gewesen wäre.

Da rückte in der Versammlung vom 4. November 1822 Herr Dr. Scherb von Bischofszell mit dem Antrage hervor, man solle ein thurgauisches Neujahrsblatt herausgeben. Ich eröffnete meine Ansicht darüber schriftlich und wurde ersucht, eine Probe von einem solchen Neujahrsblatt auszuarbeiten und der Gesellschaft vorzulegen. In der Versammlung vom 25. Mai 1823 setzte ich aber erst den Plan zur Herausgabe eines Neujahrsblattes auseinander, wornach für sechs Jahrgänge hinlänglicher Stoff, bestehend in der Geschichte mehrerer bedeutender Ortschaften des Kantons, gesammelt und ausgemittelt war. Durch diese Materialiensammlung einer Hauptschwierigkeit überhoben, wurde die Herausgabe des ersten Neujahrsblattes auf 1824 beschlossen und ich ersucht, diese Arbeit — die Geschichte Arbons — bis zur nächsten Versammlung der Gesellschaft vorzulegen. Da vom Gelingen dieser Arbeit gewissermaßen meine Reputation als Schriftsteller abhieng, so gab ich mir alle Mühe, sie so vollkommen als möglich zu stande zu bringen, reiste auch, weil ich noch wenig Material hatte, am 15. September<sup>113)</sup> nach Arbon, um dort das Archiv zu durchforschen.

Der Versammlung vom 6. Oktober 1823 las ich das Manuskript vor und erntete alle Anerkennung für Fleiß, historische Kenntniss und Geschicklichkeit; jedoch wurde der Wunsch ausgedrückt, es möchte die Arbeit, da das Neujahrsblatt vorzüglich für die Jugend bestimmt sei, etwas unterhaltender gestaltet werden. Alsdann sollte man von diesem Neujahrsblatt 600 Exemplare drucken lassen, wovon 200 mit Anmerkungen; der Preis für jedes

<sup>113)</sup> Brief an Frau Pfarrer Pupikoser vom 7. September 1823.

Exemplar wurde auf 16 Kreuzer festgesetzt. Im Dezember erschien dieses Erstlingswerk meiner Muse unter dem Titel: „Thurgauisches Neujahrsblatt. Der lieben Jugend zur Belehrung und Ermunterung auf das Neujahr 1824 gewidmet von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen im Kanton Thurgau. Erstes Jahr. Arbon, dargestellt nach seinem gegenwärtigen Zustande und seinen bisherigen Schicksalen. (Frauenfeld.) 1824. 12 Seiten. 4<sup>o</sup>. Mit einer topograph. Ansicht.“

Landammann Morell schrieb darüber am 22. Dez. 1823 an P.: „Nehmen Sie hier meinen besten, wärmsten Dank an für das mir zuge dachte Neujahrsblatt, welches die Erstlinge Ihrer vaterländischen historischen Arbeiten enthält, und besonders für den Ausdruck Ihrer werthvollen Gefinnungen, womit Sie dasselbe begleiteten und mir das angenehmste Geschenk gaben. — Ich las das Blatt mit wahrem Interesse; doch konnte ich dabey den Wunsch nicht unterdrücken, daß dieses Bruchstück, dem Ganzen Ihrer vaterländischen Arbeit angehörend, geblieben, und von der Gemeinnützigen Gesellschaft — vorzüglich für das erste Neujahrsblatt — ein für unsere <sup>114)</sup> Jugend genießbarerere Gegenstand gewählt, oder doch auf jeden Fall für den paritätischen Zweck, der dem Bruchstück gegeben wurde, das, was der Reformation und der Religionsverfolgung angehört, weggelassen worden seyn möchte. Dabey blieb indessen meine Freude ungeschmälert über diesen öffentlichen Beweis Ihrer ruhmwürdigen und fruchtbaren Forschungen, woraus die schönsten Erwartungen für die Ausarbeitung der Geschichte des Thurgaus durch Ihre Feder hervortreten, und alle Vaterlandsfreunde werden Freude und Beyfall darüber mit mir teilen.“

Der Antistes Sulzberger im Kurzdorf drückte sich in einem Briefe an P. vom 2. Jan. 1824 folgendermaßen aus: „Es ist kaum nöthig, Sie zu versichern, daß mir die Uebersendung Ihres thurgauischen Neujahrsblattes sehr angenehm gewesen sey, als Beweis, wie Sie einen Theil Ihrer Mußestunden für vaterländisch-geschichtliche Forschungen verwenden, und was man sich auch in dieser Hinsicht von Ihnen versprechen könne. Quo bene cœpisti, sic pede semper eas! — Ich habe das Blatt mit Vergnügen gelesen und nur eines bedauert, daß nämlich

<sup>114)</sup> Morell schreibt *Unsere*, weil seine regierungsrätliche Feder an die souveränen Majuskelsbuchstaben beim Pronomen der ersten Person des Plurals zur damaligen Zeit gewöhnt war.

Die eingestreuten Nutzenwendungen nicht ein wenig ausführlicher sind, wodurch sie der lieben Jugend, für welche das Neujahrsblatt doch aller-nächst bestimmt ist, und welche zum Fortspinnen eines kurzgefaßten lehr-reichen Gedankens nicht immer geschickt ist, noch belehrender geworden wären.“

### Laßbergs Trauer.

Nachdem mein Winterthurer Zögling Hanhart schon 1820 in Göttingen ausgetreten war, hatte ich vier Knaben von Tuttweil, darunter meinen Bruder Johannes<sup>115)</sup>, als neue Pensionäre zur Ausbildung in mein Haus aufgenommen und im Spätherbst 1821 von Göttingen nach Bischofszell herübergeführt. Diese unter-richtete ich fleißig in Sprachen und Realien.

Meine Pastoralthätigkeit in Bischofszell war nicht gerade anstrengend. Ich hatte die Aufgabe, jeden Sonntag eine Früh-predigt um halb 7 Uhr zu Bischofszell, Predigt und Kinderlehre in der Schloßkapelle zu Hauptweil und jeden Freitag eine Wochen-predigt zu Bischofszell zu halten. Die Leute kamen wenigstens in den ersten Jahren sehr fleißig zur Kirche; freilich machten gerade meine Zuhörer nicht besonders hohe Ansprüche. Indessen konnte ich begreiflich in der ersten Zeit meines neuen Wirkungs-kreises neben dem Unterricht im Hause nicht viel andres in den Mußestunden beginnen, so daß das Jahr 1822 meistens in amt-lichen und häuslichen Pflichten sich verlief.

Nach Eppisshausen kam ich, obwohl der Weg dahin eher ein wenig kürzer als von Göttingen geworden war, in dieser Zeit auch nicht häufig; denn der Freiherr von Laßberg wollte dazumal so zu sagen mehr in Heiligenberg bei der Fürstin als auf Eppis-

<sup>115)</sup> Johannes Pupikofen, geb. 28. Juni 1807 in Unter-Tuttweil, studierte in Basel Theologie, ward 1829 ordiniert, wirkte alsdann als Sekundarlehrer in Narberg und Weinselden, hernach als Pfarrverweser in Sulgen (1846—48), darauf als Pfarrer in Berlingen. Dort resignierte er auf Martini 1861 und zog nach Frauensfeld, wo er 12. März 1867 starb. Er war seit 25. April 1843 mit Sophie Scherrer verheirathet.

hausen. Er hatte früher schon, seit 1805, seine besondere Sorgfalt auf Heiligenberg verwendet und vieles in den Anlagen verschönert, so daß das Schloß wie von einem blumichten Kranz duftiger Gärten umgeben war, „drin frische Brunnen im Regenbogenglanze“ sprangen. Das hehre Schloß glänzt ja heute noch wie kein andres weit über die Lande und ist nicht nur vom schwäbischen Meere aus, sondern von allen Höhen aus großer Ferne sichtbar. Anderseits ist auch die Rundschau, die sich daselbst bietet, entzückend schön; sie reicht von den Borarlberger Gebirgsstöcken hinüber an die manigfachen Spizen und Rämme der schweizerischen Schneeberge, in den Jura hinein bis zum Feldberg, zum Belchen und Blauen, den Riesen des südlichen Schwarzwaldes, und hat im Vordergrunde die Regelberge des Hegaus.

Unter solchen Umständen war denn der Freiherr mehr den intimern Freunden, zu denen ich mich damals noch nicht zählen durfte, als andern Besuchern zugänglich; ich erwähne unter denselben hier zunächst Zellweger, den Geschichtschreiber des Appenzeller Landes, und Ittner, den Direktor des badischen Seekreises, ohne damit andre wie den Grafen von Mülinen in Bern oder den Dichter Uhland hintanzusetzen zu wollen.

Johann Kaspar Zellweger<sup>116)</sup>, geb. den 4. März 1768 in Trogen, gehörte einer im Handel sehr thätigen und erfolgreich wirkenden Familie des Appenzellerlandes an. Schon der Vater, der Landesfähnrich Zellweger, war ein unternehmender Kaufmann gewesen. Dessen ältester Sohn von mütterlicher Seite, Kaspar's Stiefbruder, Johannes Zellweger, der „Rittmeister“ kam mit seinem beträchtlichen Vermögen vollkommen auf die Hefe, lebte darnach als Gastwirth in Bregenz, seinem Vaterlande grollend, und starb 29. Nov. 1832 daselbst. Er war ein gutmütiger, gefälliger, dienstfertiger Mann, der ein besseres Schicksal verdient

<sup>116)</sup> Sein Leben im Neujahrsblatt der Zürcher Hülfsgesellschaft. Zür. 1856; Galerie berühmter Schweizer der Neuzeit v. A. Hartmann. Baden, 1865; Allgem. deutsche Biographie. Bd. 45. Spz. 1898, S. 38.

hätte. — Der jüngste Sohn, Kaspar's leiblicher Bruder, war der Landammann Jakob Zellweger (1770—1821). Im J. 1802 ward er von der Landsgemeinde auf den Landesstuhl erhoben als ein verständiger, einsichtiger und rechtschaffener Mann. Leider wurde er durch die vielen Geschäfte, die ihn in Anspruch nahmen, ins Unglück geführt. Zunächst baute er ein für jene Zeit höchst luxuriöses Gebäude in Trogen, welches prächtig aufgeführt und noch prächtiger ausstaffiert war, das letztere namentlich in Hinsicht des obern Saales, der wenigstens in der Schweiz seinesgleichen nicht fand. Zum Unglück starb seine Gattin frühzeitig, eine geborne Zuberbühler, eine Frau voll der hervorragendsten Eigenschaften, die mit gleichem Anstand sich bei der französischen Kaiserin wie bei der niedrigsten Bäuerin zu benehmen wußte. Die Staatsgeschäfte nahmen den Mann, da jeder bei ihm Auskunft holte, von morgens bis abends in Anspruch. Zeitraubend waren ferner die vielen vornehmen Besuche von Staatsmännern des In- und Auslands, die bald in Geschäften, bald Wunders halber wegen der eigentümlichen Verfassung des Appenzellerlandes, bei Anlaß von Landsgemeinden über seine Schwelle traten. Auf diese Weise blieb dann dem Manne nur noch wenig Zeit übrig, zur Beforgung seines Handelsgeschäftes, dessen Reisende halb Europa in allen Richtungen durchkreuzten. Die Rechnungsergebnisse machten es auch dem Kaufmann allmählig anschaulich, daß er sich fortan nothwendig seinem Geschäfte widmen müsse, wenn es nicht schief gehen sollte. Darum suchte er bei der Landsgemeinde 1816 um Entlassung von seiner Stelle als Landammann nach. Denn das Zutrauen, das ihm unter andern Umständen sehr schmeichelhaft gewesen wäre, lastete jetzt auf ihm wie tyrannischer Zwang. Er schilderte dem Volke seine Umstände und bat dringend, ihn nicht zu Grunde zu richten — umsonst! Der Souverän wählte ihn mit Mehrheit wieder, und der Biedermann kam zu Fall, nachdem er fünfzehn Jahre lang dem Lande wichtige Dienste durch sein Ansehn, seine staats- und weltmännischen Kenntnisse geleistet

hatte. Jetzt im Unglück würde er seine Stelle gerne länger beibehalten haben; allein nun war der ganze Troß 1818 ebenso einstimmig gegen ihn wie früher für ihn. Es braucht ja nur „Unglück“, um die platte Mehrheit auch gegen den edelsten Mann zum Steinanwerfen aufzureizen. Der Fall seines Hauses machte großes Aufsehen; in dem abgelegenen Trogen trat eine Stille im Handel ein. Landammann Zellweger nahm den Tornister auf den Rücken und wanderte zu Fuß über St. Gallen und Winterthur nach Lyon, im Herzen grollend wie sein Stiefbruder über den Undank seines Vaterlandes: In den Gassen Trogens wuchs Gras; der appenzeller Witz aber spottete kalauerisch:

Troge hät 'troge.

Der ältere leibliche Bruder des Landammanns war unser Kaspar. Nachdem er für seinen Beruf durch Privatunterricht hinlänglich geschult war, kam er im September 1782 zu Lyon in die Lehre in ein Filialgeschäft seines Vaters; ein paar Jahre später trat er als Gehülfe in das Haus seines Vaters zu Genua ein. Im Jahre 1790, zu Beginn der franz. Revolution, übernahm er die Leitung der Geschäfte, die zur Zeit der Kriege hauptsächlich im Getreidehandel bestanden. Er ehelichte im gleichen Jahre die einzige Tochter des Zürcher Dichters Salomon Geßner. Allein er erkrankte und litt an nervösen Zufällen. Darauf bezog er in seiner Heimat Trogen ein neues, kostbares Steingebäude, das nicht besonders trocken und gesund für ihn war. Wenn man über die Treppe, die auf hohen gesprengten Arkaden ruhte, hinaufstieg, so glaubte man sich auf dem Splügenberge, nahe der Viamaia: so wunderbar war die Baute, in ein Fünfeck zusammengepreßt wegen Platzmangels von außen. Bis jetzt war Kaspar Zellweger mit Leib und Seele Kaufmann gewesen, so daß er für wenig andres Empfindung zu haben schien. 1808 zog er sich gänzlich von den kaufmännischen Geschäften zurück. Vielleicht trug sein Tochtermann, der Hofrath Horner, dazu bei, daß er an den Wissenschaften Geschmack fand. Anfänglich reizte ihn die

Naturkunde, später zog ihn die Geschichte an. Allein dem ehemaligen Kaufmann fehlte so zu sagen alle Vorbildung. Wohl warf er sich eifrig auf die Erlernung des Lateins; wohl half ihm Pfarrer Frey in Trogen (1798—1852) Urkunden lesen: aber es war doch vieles in seinen Studien und deren Früchten mit dem Stempel der Hast geprägt, und daher ist so vieles in seinem Werke der Appenzeller Geschichte mangelhaft. Achtungswerth im hohen Grade war der Mann in seinen Bestrebungen und ein lieber Freund. Ich besuchte ihn wiederholentlich bis ans Ende seines Lebens; einmal machte ich bei ihm eine Nachkur nach einer Krankheit. Seine Gattin Dorothea war schon Ende Aprils 1823 abgeschieden. Später widmete er sich merkantilen Staatsgeschäften und war als eidgenössischer Zollrevisor seiner Kenntnisse wegen sehr geschätzt. Am 31. Januar 1855 starb er, sechs Wochen früher als Laßberg.

Im Anfang, als ich nach Eppishausen kam, traf ich dort im Herbst 1824 einen ältern Herrn, auch einen Freund Laßbergs, den Herrn von Ittner, Komthur des Malteser Ordens und Direktor des badischen Seekreises. Joh. Albrecht v. Ittner<sup>117)</sup> (1754—1825) ward geboren den 2. März 1754 bei Bingen am Rhein; seinen Unterricht erhielt er in der Domschule und später in dem Jesuiten-Gymnasium zu Mainz, wo er tüchtig in die alten Sprachen eingeführt, aber auch so eng gehalten wurde, daß er, wenn es angieng, zu seiner Mutter nach Bingen entfloh und nur ungern nach Mainz zurückkehrte. Dabei waren seine Fortschritte in der Schule ausnehmend löblich, und in Abhärtung und Entsagung war er nicht minder bemerkenswerth. Einst fand er den Schlüssel zu seines Oheims, eines Leibarztes des Kurfürsten, Bibliothek und fiel dort wie ein hungriger Wolf über historische, botanische und belletristische Bücher her,

<sup>117)</sup> Sein Leben von Heinrich Schreiber in Ittners Schriften. Bd. 4. Freib. 1829, S. 119—200. Fr. v. Weech in den Bad. Biogr. Bd. 1, Karlsr. 1881. S. 427. Allg. Deutsche Biogr. Bd. 14. Lpz. 1881, S. 647 fg.

die er heimlich las. Als er aber eines Tages vernahm, daß seine Tante ihm ein heftiges Ungewitter bereiten werde, weil sie unter seinen Sachen ein Billet von einem geliebten Mädchen erwischt hatte, fand er es nicht für gut, den Ausbruch desselben abzuwarten, sondern machte sich aus dem Staube. In Wiesbaden fiel er einem preußischen Werbeoffizier in die Hände, dessen Spießgesellen ihn zu seinem Regiment einige Stunden hinter Magdeburg brachten, wo er den Dienst der Musen gegen die Fahnen des Mars vertauschen mußte. Nach kurzer Zeit durch seine Verwandten befreit, kehrte er über Halle und Jena nach Mainz zurück und widmete sich daselbst, von der Tante abermals schlecht gehalten, dem Studium der Rechtswissenschaft. Um das böse Weib, welches auf seinem Zimmer alle beschriebenen Zettel auschnüffelte, zu äffen, schrieb er alles Schlimme, was ihm in seiner Lektüre gegen die Liebe, sowie alle Warnungen gegen herrschsüchtige, eitle und zugleich bigotte Weiber aufstieß, auf kleine Zettel, die er da und dort in seine Bücher steckte. Die neugierige Tante, der sie in die Hände fielen, wurde rasend, wenn Stellen vorkamen, die auf ihren Charakter paßten, und es regnete am Tische Vorwürfe über naseweise und unerfahrene Leute. Von Mainz gieng Ittner zur Fortsetzung seiner juristischen Studien nach Göttingen, wo er außerdem bei Heyne griechische Kollegien hörte. Zur juristischen Praxis gieng er von dort an das Reichskammergericht nach Wehlar, dann nach Regensburg und endlich in die Kanzlei des Reichshofraths nach Wien. Nach zwei Jahren (1778) erhielt er die erste Anstellung als Hofrath und Archivar bei dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, wo er nebenbei Pflanzen sammelte und Ziegenböcke zähmte. Hier verheirathete er sich mit der ältesten Tochter des Kanzlers Frank. Acht Jahre darauf (1786) wurde er zu der Stelle eines Kanzlers bei dem Malteser Ritterorden deutscher Zunge befördert. Seinen Wohnort mußte er jetzt nach dem breisgauischen Flecken Heitersheim, fünf Stunden von Freiburg, verlegen, weil dort der Fürst Groß-



prior und das Kapitel seinen Sitz hatte. Hier in diesem Garten Süddeutschlands verlebte er die glücklichsten Jahre seines Daseins im Verkehr mit der interessanten Natur und mit geistreichen Männern, dem Professor Hug, dem Botaniker Gmelin, den Dichtern J. G. Jacobi und Hebel, wclch letzterer ihm im Jahre 1807 von Karlsruhe aus ein allemannisches Gedicht widmete, während Gmelin eine Pflanzengattung ihm zu Ehren Ittnera nannte. Mit der Aufhebung des Malteser Ordens durch den Preßburger Frieden (1805) kam Ittner in die Dienste der badischen Regierung. Er erhielt dort als ersten peinlichen Auftrag, die Benediktiner-Abtei St. Blasien im Schwarzwald, die in letzter Zeit eine Anzahl vorzüglicher Geschichtsforscher (Herrgott, Uffermann, Gerbert, Neugart) unter ihren Konventualen zählte, aufzuheben (4. November 1806), bei welchem Geschäfte der nachmals berühmte Friedr. Hurter von Schaffhausen sein Geheimschreiber ward. Nach fünf Monaten wurde Ittner zum Kurator der Universität Freiburg ernannt, womit zugleich die Stelle eines badischen Gesandten in der schweizerischen Eidgenossenschaft verbunden war, die nur zeitweilige Abwesenheit, nämlich während der Tagsatzung verursachte. Durch Reformen an der Universität trug er nicht wenig zur Verbesserung der „Albertina“ bei. Seine Gesandtschaft war für Baden wie für die Schweiz gleich wohlthätig; denn er trug die Ueberzeugung, daß nachbarliches gutes Einverständnis beiden Ländern Vortheil bringe; außerdem hegte Ittner für die Schweiz eine besondere Vorliebe, welche ihm denn auch die Freundschaft hervorragender Eidgenossen eintrug. Ganz besonders eng verband er sich mit Heinrich Bschofke in Aarau, für dessen Zeitschriften er seine gern gelesenen Beiträge lieferte; die Zürcher ernannten ihn zum Ehrenmitglied ihrer uralten Bocksgesellschaft. Im Jahre 1812 wurde er aber als Direktor des Seekreises nach Konstanz versetzt, was die Schweizer lebhaft bedauerten. Hier lebte er außer seinen Geschäften der Wissenschaft und der Freundschaft. Er trat in Verbindung mit dem Bisthums-

vertreter v. Weissenberg und dem Freiherrn v. Laßberg, der ihn mit der altdeutschen Poesie bekannt machte. Ihre heitern Freundschaftsbande schilderte der „Laßberggäre“ in der launigen Widmung, die er dem zweiten Bande seines Liederjaales (Ostern 1822) vorausschickte:

In zwein was michel vröide, sô si sich gesân:  
 man sach si dicke beide friuntlich ze samen gân;  
 man hôrt dô lût erklingen der vollen gleser stôz,  
 hei, waz von frôhem singen der grüene buochen walt erdôz!

Si worhten minneclîche nâch ires alters kraft;  
 si pflegten zühtelîche guoter geselleschaft;  
 si lebten âne riuwe: des jach dâ manic man,  
 daz si den prîs an triuwe in manigen landen muosen hân.

Ittner hatte das Glück, bis zum Ende seine geistigen Kräfte ungeschwächt zu erhalten; erst in den sechszehn letzten Tagen mußte er auf dem Krankensessel ruhn. Er verschied zu Konstanz, in einem Alter von 71 Jahren, den 9. März 1825.

Ittner's liebste Lektüre waren die Alten, aus deren Dichtern er nicht nur einzelne Verse, sondern ganze Tiraden auswendig herjagen konnte. Seine durch diese Lektüre genährte freie Denkungsart stimmte ganz zu dem josephinischen Zeitgeiste, der damals gewisse Kreise der Gesellschaft beherrschte. Auf Eppisshausen redeten die beiden Gastfreunde als Katholiken von der Legende in einer Weise, die mich nicht wenig in Erstaunen setzte, indem sie dieselbe zum Gegenstand ihrer Späße machten, ungefähr wie Weber die „Möncherei“ behandelte.

Beide verkehrten gerne mit Freimaurern oder deren Adepten, und deshalb standen sie denn auch, der eine früher als der andere, in engerer Beziehung zu Aarau, wo Heinrich Bschoffe seit 1804 seine Residenz aufgeschlagen hatte, und zu Zürich, wo J. J. Gottinger, J. J. Escher und später K. Drelli u. a. in „Modestia cum libertate“ für die Zwecke ihres Ordens thätig waren. Man kennt den Geist, in welchem Bschoffe in den Jahren 1808 bis 1816 zuerst bogenweise, später als Buch die „Stunden der Andacht“ ohne seinen Namen herausgab, und welcher schon damals und hernach immer mehr bis in die niedern Schichten des Volkes herab-

sickerte. In seiner Selbstschau <sup>118)</sup> hat er den Verdacht der Autorschaft, den man auf andre Männer verwandter Gesinnung schob, abgelehnt; aber nirgends hat er in Abrede gestellt, daß ihm von anderer Seite Beiträge dazu oder hülfreiche Unterstützungen gespendet worden seien, die er benutzen konnte. In diesem Sinne als einen Mitarbeiter an den „Stunden der Andacht“, die damals einen ungeheuren Leserkreis fanden, bezeichnete man in unterrichteten Kreisen den Pfarrer Aloys Vock <sup>119)</sup>, einen talentvollen, im Geiste Wessenberg's und Zschokke's arbeitenden katholischen Geistlichen, der von 1814 bis 1831 zu Aarau in und außerhalb der Kirche thätig war.

Wiederholt pilgerte Laßberg (ob mit der Fürstin oder ohne sie, ist hier nicht wesentlich; ich kann nur so viel andeuten, daß Vock und Zschokke ihm einmal wichtige Dienste leisten mußten, wie ihm solche oder verwandte eine Frau Dr. L. in Reiden und Luzern schon früher geleistet hatte) — pilgerte nach Aarau, sicher im September 1821 <sup>120)</sup>, wo er den von Preußen geächteten Joseph Görres fand, den wackern Vorkämpfer für Deutschlands Befreiung, der, aus seinem Vaterlande verbannt, ein Jahr in Straßburg sich aufgehalten und seit 1820 in Aarau seinen Aufenthaltsort gewählt hatte, im Begriffe, seine bisherige Weltanschauung aufzugeben; sicher auch zu Ostern (7. April) <sup>121)</sup> 1822 war Laßberg im Aarau zu einer Zeit, wo seine geliebte Fürstin von einer schweren Krankheit zu genesen schien.

Noch am 10. April dieses Jahres feierte er mit Freund Zellweger seinen Geburtstag in der köstlichen Hoffnung ihrer mit dem Frühling wieder aufblühenden Gesundheit <sup>122)</sup>; da wahrte

<sup>118)</sup> Eine Selbstschau v. H. Zschokke. Th. 1. Aarau 1842, S. 245.

<sup>119)</sup> Ueber ihn siehe S. Müller, der Aargau. Bd. 2. Aarau 1871. S. 84—86; ferner Einleitung zum 3. Bande des Katalogs der aarg. Kantonsbibliothek 1861 v. H. Kurz.

<sup>120)</sup> Franz Pfeiffer, Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland, Wien 1870, S. 27.

<sup>121)</sup> Es ergibt sich dieses Datum aus der Widmung des zweiten Bandes vom Liederjaal an Ittner, die datiert ist: Arow am heiligen östertac. mdcccxxij, und in der es heißt:

es nicht mehr lange, daß er den empfindlichsten Verlust erlitt, der ihn je in seinem Leben traf: am 21. Juli 1822 starb zu Heiligenberg die Fürstin Elisabeth v. Fürstenberg im Alter von 54 Jahren (geb. 30. November 1767), nachdem sie seit 1805 und besonders seit 1814 ihm näher getreten war. Indem er ihre Leiche noch im Sarge mit Feldblumen bekränzte, war es ihm, wie wenn mit ihr sein Stern untergegangen wäre, der so schön und freundlich auf die Bahn seines Lebens geleuchtet<sup>123</sup>). Ueber ein Jahr lang war er wie vernichtet und sozusagen unzugänglich. Mit seinen nächsten Freunden trat er erst nach einem Jahre der tiefsten Trauer wieder in Briefwechsel.

Zellweger an L. 23. August 1823<sup>124</sup>). — Sehr schätzbar wäre es mir, wenn Sie künftigen 15. September mir Ihren Besuch gönnen und den 16. und 17. den Sitzungen der (schweizerischen) gemeinnützigen Gesellschaft beywohnen wollten. Ein Verein edler Männer ist doch das beste Zerstreungsmittel für Männer Ihrer Art, denen der lärmende Tand allein das Herz leer läßt, und ein herzloses Geräusch versetzt uns in eine schmerzhaftere Einsamkeit als das Leben allein mit einem lieben von uns geschiedenen Gegenstand uns je allein lassen kann; aber wo der Verstand zuerst beschäftigt, dann angezogen ist, so kann der Frohsinn vieler Menschen denn doch viel zur Aufheiterung dienen, und deren bedürfen Sie wie ich. Wir haben beide<sup>125</sup>) das Unerseßliche verloren. Beide danken wir aber Gott, so lange seine große Wohlthat genossen zu haben, und beide wollen und können wir aufsuchen, wie nun unser Benehmen sein müsse, damit wir des Wiedersehens würdig werden; wie

Nu was der lantjunchære (Laßberg) gevaren über lant;  
des wart im manige swære unt herbez leit bekant;  
er kunt zen hôchgezîten am heiligen ôstertac  
nit zuo dem meister rîten: dâ von sîn vröude al gelac.

Ach, lieber meister herre! swie iu mîn herze mint,  
mich müet daz harte sêre, daz ir sô verre sint!  
ze diser hôchgezîte ich ladet iu gerne her:  
nu ist es iu ze wîte, daz scheidet mich von vröude sêr.

<sup>122</sup>) Brief an Zellweger vom 10. April 1824, S. 42.

<sup>123</sup>) Brief an Uhland 24. Mai 1823. Briefwechsel S. 33.

<sup>124</sup>) Briefwechsel mit Zellweger S. 27 fg.

<sup>125</sup>) Frau Dorothea Zellweger, geb. Geßner, starb zu Ende Aprils 1823.

unser Benehmen sein soll, damit wir auch jenseits des Grabes die Billigung und Liebe der Verklärten verdienen. Diese unsre gemeinsame Stimmung wird unserm Wiedersehen eine Innigkeit geben, die nur gleich empfindende Menschen fühlen können. Könnte ich von Ihnen vernehmen, daß auch Sie nun liebevoll auf das genossene Glück zurücksehen könnten!

Laßberg an Zellweger, 31. Aug. 1823 <sup>126</sup>). — Allerdings habe ich Ursache und Pflicht, der Vorsehung meine noch übrigen Lebenstage hindurch für das Glück zu danken, das ich 17 Jahre hindurch genoß, dem vollkommensten unter dem mir bekannt gewordenen erschaffenen Wesen so nahe zu stehen, und ich thue es auch von ganzem Herzen; das weiß der, dem auch der leiseste unsrer Gedanken bekannt ist. Ich klage auch nicht über mein Schicksal, das mich aus dem glücklichsten zum unglücklichsten aller Menschen gemacht hat. Wenn bei Ihrem letzten Hiersein mein Schmerz unwillkürlich in Thränen, vielleicht in zu laute Aeußerungen des innersten Gefühles ausbrach, so war es die durch Ihre Erscheinung zu plötzlich hervorgerufene Erinnerung an jene Zeit, wo ich sie zuletzt sah, wo ich glücklicher war, als ich je in meinen kühnsten Jugendträumen zu werden hoffte. Die Menschen sind so verschieden konstituiert, daß es schwer wird, ein absolutes Urtheil über sie zu fällen, und daher die natürlichsten oft am strengsten von ihren Mitlebenden beurtheilt werden. Wie gesagt, ich klage nicht über mein Schicksal; denn mir wurde mehr wahres Glück zu theil, als tausend Menschenleben zusammen aufweisen können; allein ich traure und kann mich dessen nicht erwehren. Ich habe nun 13 Monden mit meinem Schmerze ehrlich und redlich gerungen; ich habe soviel über mich gewonnen, daß ich wieder arbeiten kann <sup>127</sup>); allein gerade diese Arbeiten, bei denen sie stets gegenwärtig, denen sie so oft beförderlich und bei ihrem alles umfassenden Geiste stets hilfreich beistund, rufen sie mir unaufhörlich zurück. Ich nehme mir vor, in meinem Streben zum Wahren und Besten männlich zu beharren; das Uebrige stelle ich Gott anheim. Wiedersehen, ja wiedersehen werden wir die theuren Wesen, die unser Hiersein verschönerten und uns ahnen ließen, was die verheißene höhere Seligkeit jenseits uns gewähren wird! Aber es war mir auch kein kleiner Trost, daß Sie, verehrtester Freund, in das Haus der Trauer kommen und, selbst so tief verwundet, mit aller Theilnahme eines edlen Ge-

<sup>126</sup>) Briefwechsel mit Zellweger S. 29.

<sup>127</sup>) Er schrieb zuerst, um sich zu zerstreuen, „wie ein frommer Mönch Codices ab“, heißt es in einem Briefe an Uhland vom 24. Mai 1823. Briefwechsel mit U. S. 33.

müthtes sich nach dem Befinden eines bereits von so vielen andern vergessenen Mannes erkundigen wollten. Gott lohne es Ihnen, sowie er es meinem guten Werner v. Harthausen lohnen mag, der mitten im letzten rauhen Winter (1822/23) von Röllen am Rheine heraufkam, um mich zu trösten und, wenn ich wollte, mich in die alte Stadt der Agrippina<sup>128)</sup> mit sich zu führen zu meiner Zerstreung, was denn leider nicht sein konnte. —

Den ganzen Winter verlebte er zu Eppishausen in tiefster Abgeschiedenheit, bloß dem Schmerze um seine heimgegangene Gebieterin, als ein armer Mann, der den Preis des Lebens verloren hatte. Uhland besuchte ihn im Sommer des Jahres 1823, traf ihn aber leider nicht allein. Bald nach diesem lieben Besuch verweilte er, wie er dem Dichter aus Heiligenberg (31. Juli 1823) schrieb, „am Grabe seiner ewig angebeteten, nie genug beweinten Gebieterin, dessen Umgebung er noch immer auszuschnüden fortfuhr.“ „Wenn ich je etwas war und konnte, schrieb er noch im Oktober, so hat die Trauer nun zu viel Gewalt über mich gewonnen, als daß ich mir noch schmeicheln dürfte, etwas Gutes und Großes zu leisten.“<sup>129)</sup> Erst am 21. Februar 1825, zwei und ein halbes Jahr nach der Fürstin Tode, schrieb ihm Jacob Grimm aus Kassel: Von dem herben Verlust, der Sie betroffen, wusste ich schon durch Lachmann; mögen die zeit und Ihre studien Ihnen allen trost bringen, dessen Sie fähig sind! unser ganzes leben und treiben ist ja nach Gottes willen eine räthselhafte Mischung von Freude und Trauer.<sup>130)</sup>

Erst nach längerer Zeit kehrte eine ruhigere Fassung in sein Gemüth zurück; nach Heiligenberg wallfahrtete er dann etwas seltener; nur am Jahrestage ließ er es sich nicht nehmen, zum Grabe der Fürstin zu pilgern. Begreiflicherweise kam auch ich während dieser Trauerzeit seltener nach Eppishausen.

<sup>128)</sup> Die jüngere Agrippina, L. des Germanicus, geb. 16 n. Chr. im Oppidum Ubiorum, das später ihr zu Ehren Colonia Agrippina (Köln) genannt wurde; in der deutschen Volks Sage hieß das umliegende Land daher noch lange Grippigenland. Gödke, Mittelalter S. 527. Hagens' Heldenbuch Bd. 1, S. CXII. CXXI. Von Werner von Harthausen, dem Freunde Laßbergs aus Westfalen, den er in Wien am Kongresse hatte kennen lernen, werden wir später noch mehr hören.

<sup>129)</sup> Briefwechsel mit Uhland S. 33. 34. 35. 36 Scherer in der Bad. Biogr. 2,9.

<sup>130)</sup> Pfeiffers Germania 1868, S. 247. Vgl. S. 122 daselbst.

## 1823. 1824.

In den zwanziger Jahren spielte sich zu Roggweil eine Geschichte ab, die da zeigt, wie empfänglich die Leute damals für alles waren, was unter der Flagge freisinniges Christenthum segelte. Underthhalb Jahre lang trieb ein gewisser „Professor Schuhkrafft“ daselbst sein Unwesen.

Dieser Schuhkrafft kam im Frühjahr 1823<sup>181)</sup> nach Roggweil, um das „gereinigte Christenthum“ zu predigen. Denn auch jetzt noch, nachdem seit der französischen Revolution, und was drum und dran hieng, der fade Rationalismus in der evangelischen Kirche Kanzeln und Stühle besetzte, und wirklich gläubige Christen mit Spott und Hohn als Pietisten und Orthodore verfolgte, hieß es immer, die Religion Jesu sei noch nicht rein von den Schlacken des Dogmenframs. Der Apostel des „gereinigten Christenthums“ quartierte sich zunächst im Gasthaus daselbst ein, und die Wirthsleute M . . . fanden sich alsbald hochgeehrt durch die Anwesenheit eines so großen, gelehrten und wichtigen Mannes, der die Tugend und Uneigennützigkeit selber war; hauptsächlich war die Frau Wirthin ganz bezaubert von ihm und seinen Moralsentzen, die er jeden Augenblick fallen ließ, und sie freute sich schon im voraus über die Epoche des von aller Pfafferei gereinigten Christenthums, die unter ihrem unwürdigen Dache ihren Anfang nehmen sollte. Mäßigkeit und Arbeitsamkeit waren Schuhkraffts Tugenden, die ihm allerdings nicht abgesprochen werden konnten; wenig und geringe Speise nahm er täglich zu sich, und auch wenn er zu Gaste war, blieb er sich gleich. Zur Sommerzeit saß er schon um 4 Uhr am Schreibtisch, und oft kam er mit seinen Skripturen vor nachts 10 Uhr nicht zu Ende; denn er führte neben seinen andern litterarischen Arbeiten einen weitschichtigen Briefwechsel, der die Boten in Roggweil fortwährend in Athem hielt. Er hatte, wie er vorgab, große Reisen, namentlich auch im Norden, gemacht; aber nur mit vieler Mühe konnte man etwas davon inne werden; immer kam sein Moralkram aufs Tapet. Er gab eine Zeitschrift, den „Armenfreund“, heraus und drangsalierte alle, von denen er mußte, daß sie die Feder zu handhaben verständen, um Beiträge und Aufsätze. Auch zimmerte er an einem „Hülfsbuch“<sup>182)</sup> für welches

<sup>181)</sup> Beil. zu Nr. 17 des Erzählers. St. Gallen 25. IV. 1823, S. 89. Thurg. Ztg. 1823. Nr. 5.

<sup>182)</sup> Anzeigen im Erzähler 1823. Nr. 22. Beil. zu Nr. 23, 27, 40, 41. Thurg. Beiträge XXXIX.

er bereits Subskribenten sammelte; die technischen Artikel darin waren meistens der Encyclopädie von Krünitz entlehnt, und das übrige war nichts werth.

Dieser Mann trug sich mit dem Gedanken, eine Anstalt für arme Knaben zu gründen, und als man ihn fragte, wie stark die Anzahl der Böglinge sein werde, versetzte er: zwölf. Mit zwölf Bettelbuben wollte er also der Welt begreiflich machen, was die neue gereinigte Religion in sich enthalte, und daß alle andern Menschen einen ungereinigten Religionsbegriff hätten; auch pflegte er, wenn man nicht gleich Beifall zollte, die Aeußerung zu thun, in hundert und hundertfünfzig Jahren würde man ihn und seine Schriften besser werthen und schätzen als jetzt; recht zum Zeichen, daß sein Eifer für das allgemeine Wohl keinen edlern Beweggründen entsprungen sei, als damit er sich einen Namen bei der Nachwelt verdiene.

Um eine Unterkunft für sein Armen-Institut zu erlangen, richtete Schuhkrast sein Augenmerk auf das Schloß in Roggweil, welches einst im Jahre 1740 als Mannlehen an das Stift St. Gallen zurückgefallen und dann 1806 von der mit der Veräußerung der Kloster-güter beauftragten Liquidationskommission an Michael Huber, Kaufmann von St. Gallen, käuflich übergegangen war. Dies weitichichtige Schloß mit seinen zwei Hauptgebäuden, die zwei Stockwerke enthielten, wäre seinem Unternehmen dienlich gewesen, und er trat daher mit dem Eigenthümer desselben in Unterhandlung wegen Ankaufs. Es wäre indessen diese Anstalt nach seiner Aeußerung für einmal nur eine Art Filiale des wichtigern Armen-Instituts, das er in Stuttgart hatte. Dabei rühmte er sich hoher Protektion in verschiedenen Ländern, auch enger Verbindung mit gelehrten Gesellschaften und bekannten Männern. Das Feilschen um dieses Schloß währte indessen lange Zeit, weil der „Professor“ seine guten Gründe hatte, die Sache zu verzögern.

Während der neue Messias mit dem Ortspfarrrer J. J. Heidegger, beiläufig bemerkt, einem verdienstvollen Beförderer gemeinnütziger Unternehmungen, geflissentlich einen Bruch herbeiführte, war der Zulauf neugieriger Leute nach Roggweil nicht unbedeutend, und wenn die Wirthsleute aus dem Geldbeutel ihres gelehrten Gastes nur wenig schöpfen konnten (denn derselbe lebte mit seiner Sippenschaft nur von geringer Kost, meist Kartoffeln und Most), so gewannen sie desto mehr durch den Zuspruch der zahlreichen Besucher.

Das eigentliche Gefolge, das den Urheber des „gereinigten Christenthums“ umgab, bestand aus dem Vikar Rothe, einem ge-



wissen Koll, einem Bedienten und später drei Zöglingen, deren Zahl sich nicht weiter vergrößerte. Wikar Rothe war oft betrunken, ein Mensch von gewöhnlichem Studentenschlag und gewiß nicht ohne triftige Ursache von seiner Heimat weg in diese Gesellschaft gerathen.

Allmählig erfuhr man denn auch dies und das von seinem „gereinigten, pfaffenfreien, dogmalosen Christenthum“. Eines Abends im hohen Sommer war er auf Besuch bei einem Bekannten der Umgegend, die aufs prächtigste von der untergehenden Sonne beleuchtet ward. „Da sieht man, hob er auf einmal in Ekstase an, die Gottheit; das ist der Tempel und nicht die Kirche; das ist mehr als alle Kirchen! Sehn Sie da die herrliche Natur; die predigt Religion! Der Gesang der Vögel, er lobpreist ihn; der heitre Himmel“<sup>133</sup>). — Hier unterbrach ihn der Gastfreund, indem er ihn fragte: „Welcher Vogel, Herr Professor, hat Ihnen denn gesagt, daß er das Lob Gottes singe? Wie mögen Sie mir, einem bestandenen Manne, dergleichen kindische Ansichten aufstischen?“ Dann fuhr der Gastfreund fort: „Mein lieber Herr Professor! Sie sollten einmal mit dem Landmann in der Berufsart und Beschäftigung tauschen. Ihre fadenscheinige Naturfrömmigkeit würde Ihnen bald verschwinden. Wenn Sie schwitzen müßten von Sonnenaufgang bis zum Niedergang, und anstatt den kupfernden Alpstein und die an den Grashalmen perlenden Thautropfen zu bewundern, auf die Zugthiere vor Pflug und Wagen Acht haben müßten, da würde Ihnen bei Müdigkeit und Ermattung dieser Naturschwindel, den Sie Religion zu benamen belieben, schnell genug vergehen. Ohnehin würde diese poetische Naturanschauung, weil Sie die Wirklichkeit stets vor sich hätten und Mühe und Verdruß Ihnen täglich die Prosa des Lebens einprägten, sehr bald den Reiz der Neuheit verlieren; denn dem Landmann erscheint in Folge seines mühseligen Geschäftes die Natur in einem andern Lichte als uns, und wenn er an Ostern zur Kirche geht, will er von etwas anderm für sein Seelenheil hören als von „Auferstehung des Grases und der Blumen“ und vom „Lobe Gottes durch die diebischen Spazn und die schlauen Füchse.“ „Wenn Ihr Eifer für Aufklärung“, endigte der Gastfreund, „lediglich darauf hinzielt, unsre christliche Religion in eine poetische Naturanschauung zu verflüchtigen, die im Grunde weder warm noch kalt macht und zur Glückseligkeit der Menschen gar nichts beiträgt, so ist Ihr Unternehmen von magerer Beschaffenheit, und ich gäbe keinen Pfifferling dafür.“

<sup>133</sup>) Vgl. die Gedichte von ihm im Erzähler. Nr. 26. 38. — Weiterer Schwindel Thurg. Jtg. 1824, Nr. 5, Beil.

Nicht lange dauerte es, so hieß es unter den Leuten, es sei noch ein viel gelehrterer Herr in Roggweil angekommen, an den der wässerig gewordene ehemalige Theologe und „Professor“ Schuhkrafft bei weitem nicht hinaufreiche; das war ein gewisser Herr Hartwig Hundt-Radowsky: kurioser Name im état nominatif der „Gesellschaft für gereinigtes Christenthum!“ Da nun das Wirthshaus von den schuhkräftigen Leuten schon angefüllt war, so mußte der neue Ankömmling bei dem Bäcker Schw. Quartier beziehen; es mochte dies um so ersprißlicher sein, weil dieser Priester einer andern Gottheit der „gereinigten Naturreligion“ zu huldigen gewohnt war, und isoliert es besser bewerkstelligen konnte als dort in der Gemeinschaft der nüchternen Heiligen; seine Andacht war „faßlich“, indem er die Sonne verehrte und jeden Abend sich voll soff, so daß er nicht mehr stehen konnte.

Mittlerweile schwadronierte Schuhkrafft den Leuten, die ihm Gehör schenkten, Wunderdinge vor. Bald erhielt er Briefe voll Huld von den Ministern des Königs von Württemberg, wovon er die Kopien vorwies, weil er die Originalien gerade einem guten Freunde ausgeliehen hatte; bald bot man ihm große Summen, wenn er nach Amerika kommen möchte; bald war eine Dampfdruckerpresse aus England als Geschenk für ihn unterwegs; bald berichtete er auswärts, er habe schon 30,000 Gulden für sein Armen-Institut in Roggweil verwendet, während er für diesen Zweck noch keine drei Kreuzer hervorgeholt hatte, sondern bei Möhls im Wirthshaus schrieb, Kartoffeln aß und Most trank.<sup>134)</sup>

Herr Huber hatte sich zwar mit ihm über den Kaufpreis des Schlosses geeinigt; allein als vom Auszahlen die Rede war, da hatte der Messias des gereinigten Christenthums nur Versprechungen von großen Summen, aber nichts in der Tasche, was er baar auf den Tisch legen konnte. Darüber giengen dem Schloßherrn die Augen auf, und allmählig begriff er, daß die verheißenen Zahlungen für sein Schloß nichts als Wind seien; dazu war er viel zu sehr st. gallischer Kaufmann, als daß er dasselbe gegen Makulatur des „Armenfreundes“ und des „Hülfsbuches“ abtreten wollte. Auch Frau Huber äußerte

<sup>134)</sup> Im Regierungsblatt f. d. Kgrch. Württemberg 1824 vom 9. April (Nr. 18, S. 221) las man die Anzeige: „Dem Ludwig Schuhkrafft von Stuttgart ist die am 29. Nov. 1818 für seine die Armenunterstützung betreffende Korrespondenz zugestandene Postportofreiheit wegen des damit getriebenen Mißbrauchs wieder entzogen.“

sich, es sei drüben im Wirthshause nichts als Gefindel und Pack. Inzwischen munkelte man, Hundt-Radowsky sei überall ausgeschrieben; denn er sei den Gensdarmen in deutschen Landen entwischt, und auch mit den übrigen Jüngern stehe es nicht sauber. Einmal predigte Vikar Rothe in Arbon — er sprach sehr gut und seine Predigt war anziehend; am Nachmittag aber war er mit Schuhkrafft auf einem Landhause zu Gaste; halb angetrunken, parodierte er jetzt seine Predigt vom Vormittag, indem er den Inhalt ins Lächerliche zog. Seitdem durfte der elende Bursche das Haus nicht mehr betreten.

Den unbequemen Hundt-Radowsky wollte sich Schuhkrafft dadurch vom Leibe schaffen, daß er ihn auslieferte. Er bewog ihn nämlich zu einer Reise nach Heilbronn durch die Vorspiegelung, er werde daselbst eine vortheilhafte Stelle finden in der Redaktion der „Minerva“; noch bei Zeiten bemerkte Hundt die Falle, in welche er gerathen sollte, und erreichte Heilbronn auf Umwegen. Da er daselbst statt lukrativer Arbeit nur einen armen Teufel fand, dem Schuhkrafft noch Geld schuldete, kehrte er alsbald nach Roggweil zurück, bitterböse über Schuhkrafft, den er mit einem Stocke traktierte. Er verschwand darauf aus unsrer Gegend und wohnte später in einem Hause bei Speicher, das einzeln in der Tiefe stand; aber bald hernach ließ er eine Broschüre ausgehen unter dem Titel „Schuhkrafftade“. <sup>135)</sup> Nachdem er sich in der Schweiz unmöglich gemacht hatte, zog er wieder über die Grenze und verunglimpft unser Vaterland in einem Buche <sup>136)</sup>, wie wir ja an dergleichen von solchen Leuten heutzutage noch gewohnt sind. Wunderlich ist nur, daß dieser Mensch von einem andern Buche, betitelt „Juden Spiegel“ (Sondershausen 1819. 8) im Appenzellerlande so viele Exemplare absetzte; erklärlich, wenn man weiß, daß Meyer, der Redakteur der Appenzeller Zeitung, Pfarrer Walser u. a. es warm empfahlen.

Das Philanthropin zu Roggweil gelangte nun bald zu einem tragischen Ende. Frau M. kündete ihren Pensionären; allein die Sippchaft war nicht wegzubringen. Schuhkrafft bekam vom Oberamt in Arbon Weisung, er solle sich auf den 14. Febr. 1825 in Stuttgart

<sup>135)</sup> Hartwig Hundt-Radowsky, Die Schuhkrafftade oder ausführlicher Bericht, warum Herr Ludwig Schuhkrafft zu Roggweil von mir Schläge bekommen, und was sich weiter zugetragen hat. Altdorf (Keller in Ebnat) 1824. gr. 8°.

<sup>136)</sup> Der Schweizer Spiegel. Ein Angebinde für Schweizer und Nicht-Schweizer v. H. Hundt-Radowsky. Stuttgart 1831. 8°.

stellen; er that es und kam schnell zurück; in zwei Tagen, behauptete er, den Weg zu Fuß gemacht zu haben; das bewies wenigstens so viel, daß er Kraft in den Schuhen bethätigte. In Stuttgart sollte er Rede stehen, weil er dem Minister Reinhard schuhkräftig auf den Fuß getreten.

Den Pfarrer Heidegger in Roggweil, mit dem er in Fehde stand, suchte er u. a. auch dadurch zu begütigen, daß er ihm schrieb, sie beide sollten am wenigsten mit einander im Zwiste sein, da sie ja einerlei Zweck und Beruf hätten, nämlich den, die Sache des Christenthums zu fördern. Heidegger antwortete: „Da sei Gott vor, daß ich denselben Zweck habe wie Sie! Ich suche die Lehre Christi rein zu verkünden und ins Leben zu führen, Sie aber gehen darauf aus, dieselbe umzustürzen.“ Schuhkraft wollte nun den braven Pfarrer um dieser Worte willen vor den Kirchenrath ziehen, wollte sich aber bloß aus seinen gedruckten Schriften oder Briefen überweisen lassen, während Heidegger behauptete, auch die Aussage mehrerer Bauern müsse als Beweis gelten, die ihn sagen gehört hätten: „Einst werde eine Zeit kommen, wo auch das Evangelium Jesu und der Name Jesu ebenso veraltet sein werde, wie der Name des Moses. Es werde eine Zeit kommen, in welcher eine reinere, erhabener Religion herrschen werde als die christliche.“<sup>137)</sup>

Auf einmal lief das Gerücht um, das Personal des „gereinigten Christenthums“ werde sich im Schlosse zu Horn ansiedeln. Dieses Schloß, früher dem Benediktinerstift Ochsenhausen in Württemberg eigen, gehörte seit 1769 der bündnerischen gräflichen Familie von Travers. Mit dem Grafen von Travers war Uebereinkunft getroffen worden. Ganze Wagen mit Betten und Möbeln fuhren von Roggweil nach Horn, und ihnen folgte das Personal zu Fuß. Allein plötzlich stockte der Zug. Es ergab sich das Unerwartete, daß die Gemeinde Horn von dem „gereinigten Christenthum“ nichts wissen wollte und daher den Aufenthalt im Dorfe nicht gestattete.

Die Karawane mußte den Rückzug antreten: aber in Roggweil wollte man sie ebenfalls nicht mehr einlassen. Nur die rührende Vorstellung, daß sie unter freiem Himmel bleiben müßte und das Versprechen, daß sie gewiß bald anderswo für Unterkunft sorgen werde, bewog endlich zum Mitleid, und man gewährte ihr wieder Einlaß.

<sup>137)</sup> Pupikofen an Rüschi 18. Febr. 1825. — Eine Einsendung von L. Schuhkraft, dat. aus Hausen im Nov. 1825 s. Thurg. Ztg. 1825, Nr. 49 vom 3. Dez. — Schweizerbote 1825, Nr. 31, 41, 43.

Der Winter kam; die lästige Kolonie machte noch keine Miene wegzuziehen; die Wirthsleute waren ihrer übersatt und konnten sie doch nicht aus dem Hause bringen. Nun schritt die Hausfrau zu einer Weiberlist, die sie zum Auszuge zwingen sollte: sie ließ ihnen nicht mehr einheizen. Umsonst! Die Gäste froren tüchtig, verharrten aber standhaft auf dem Plage.

Endlich gelang es mit Mühe, ein andres Quartier zu finden: Das Schloß Luzburg<sup>198)</sup> am See ward bezogen; denn ohne ein Schloß konnte diese Bande nun einmal nicht existieren. Der Gasthof zu Roggweil, dem man endlich Lebewohl sagte, erhielt zum Versaß bis zur Zahlung ganze Wagen voll „Armenfreunde“ und „Hilfsbücher“, Ballen davon aufgeschichtet wie Berge.

An das Oberamt zu Arbon kam jetzt von Stuttgart die schriftliche Anfrage, warum Schuhkrafft sich nicht stelle; er sei wegen Verletzung des Postgeheimnisses vor das Kriminalgericht geladen, aber nicht erschienen. Oberamtmann Stoffel ließ ihn voll Enttäuschung vor sich kommen und brachte es zuwege, daß er sich in Stuttgart zu stellen verhiel. Was that aber der Pfiffikus? Er gieng wirklich nach Stuttgart; sein Paß bewies die Marschrouten. Er hatte also sein Wort gelöst; denn er war in Stuttgart gewesen. Der württembergischen Behörde aber hatte er sich nicht gestellt; denn das hatte er nicht versprochen.

Mit solchen Eulenspiegelstreichen ließen sich aber die Behörden nicht hängeln. Innerhalb acht Tagen kamen thurgauische Landjäger, die ihn über den See geleiteten und dort württembergischen Gensdarmen einhändigten, welche ihn nach Stuttgart bringen sollten. Der „Schübling“ benahm sich auf dieser unfreiwilligen Reise so lammfromm wie ein wahrer Tugendbold, und da die Gensdarmen wahrnahmen, daß ein solcher Mann nicht vieler Wache bedürfe, so blieb nur noch einer von ihnen bei ihm.

Auf einer der letzten Stationen, nur noch wenige Stunden vor Stuttgart, bat Schuhkrafft um die Erlaubnis, einige dringende Briefe zu schreiben; der Gensdarme willigte gerne ein, um dem rechtschaffenen Manne, der offenbar unbilligerweise so streng behandelt wurde, einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Er selbst blieb in der Wirthsstube bei einem Glase Bier, indeß der Gefangene im Nebenzimmer seine Schreibereien besorgte; er hörte ihn zuweilen husten und war damit

<sup>198)</sup> Dieses Schloß wurde am 18. Juli 1825 zum Verkauf aus-  
geboten. Thurg. Ztg. 1825, Nr. 30, Beil.

beruhigt. Endlich schien es ihm doch bald Zeit zum Aufbruche zu sein; er gieng also ins Nebenzimmer, fand aber den Schreiber nicht. Er dachte, derselbe sei für einen Augenblick hinausgegangen; allein er kam nicht, trotzdem daß er zu gewisser Garantie Hut und Rock im Wirtschaftszimmer beim Landjäger aufgehängt hatte.

Wie er die Flucht ohne Rock und Hut bewerkstelligte, ist nicht weiter bekannt; allein der arme Tropf von Gensdarme büßte sein gemisbrauchtes Zutrauen durch harte Gefangenschaft und hätte beinahe seinen Dienst verloren wegen dieses Bekenners der gereinigten Religion.

Es ist nicht bekannt, wie lange der entflohene Professor sich seiner wieder errungenen Freiheit erfreute; nur vernahm man später, daß er zuletzt doch aufgefunden, unter sicherem Geleite erst vor die Behörde gestellt und dann zur Festungshaft gebracht worden sei.<sup>139)</sup> Seine Jünger aber flohen und waren nicht mehr zu sehen. Es stellte sich auch nachmals heraus, wie man zufällig erfuhr, daß Schuhkrafst seinen Verleger, Fleischhauer in Reutlingen, um 10,000 Gulden, außerdem mehrere Häuser in St. Gallen um empfindliche Summen geschädigt hatte. In der Öffentlichkeit aber wurde diese Geschichte todtgeschwiegen; selbst der St. Galler Erzähler, der dem Schwindler so oft seine Spalten geöffnet hatte, schwieg sich aus, und kein schweizerischer Geschichtschreiber der neuern Zeit scheint von diesen charakteristischen Begebenheiten Kenntniss genommen zu haben.

Von meinem Studiengenossen Schär (geb. 1791. V. 10) habe ich früher berichtet, wie er, der Sohn eines wohlhabenden Müllers von Bihlschlacht, daheim als Knabe das Leineweben erlernt, hernach in Frauenfeld mit uns bei Gutmann zum Studium sich vorbereitet, weiterhin das theologische Studium zuerst am Carolinum in Zürich, dann mit Vogler auf der Universität betrieben hatte und dann beim Staatsexamen durchgefallen war (Heft 35, 98. 36, 52. 96 fg. 37, 133 fg.). Ich will nun noch einiges über seine weitem Schicksale hier einschalten.

Man vernahm, daß er in Roggweil eine Probepredigt gehalten, dabei aber stecken geblieben sei und die Kanzel in großer

<sup>139)</sup> Thurg. Ztg. 1829, Nr. 31 vom 1. August: „In der Mitte des Monats Juli stand in Stuttgart der weitbekannte Heuchler Schuhkrafst am Pranger; er ist zu siebenjähriger Zwangsarbeit verurtheilt.“

Verlegenheit verlassen habe. Einige Zeit nachher traf ihn bei einem abermaligen Versuche das gleiche Misgeschick. Am 18. September 1822 meldete er darum endlich der obersten evangelischen Kirchenbehörde, daß er der Aufnahme in den geistlichen Stand entsagt habe.

Aber was nun? Eine Zeit lang trug er sich mit dem Gedanken, seine Gelder, die er noch besaß (der Vater war 1819 gestorben), in Leinwand zu stecken, weil die Preise derselben damals sehr niedrig standen und, wie man hoffte, später wieder steigen müßten. Einsichtige Geschäftsleute aber riethen ihm ernstlich davon ab; denn fürs erste waren die baumwollenen Gewebe, deren Fabrication und Verkauf seit der französischen Revolution von Amerika und England her immer mehr Eingang in den europäischen Continent fanden, damals im Begriff, dem Leinwandhandel verderbliche Konkurrenz zu machen; fürs zweite war er, als im Handelsfache ganz unerfahren, nicht befähigt, mit mächtigen Häusern, wie Alberti, Bärlocher u. a. in Wettbewerb zu treten. Ein halbes Jahr später war in der That die Leinwand im Preise noch mehr gesunken, und Schär konnte froh sein, daß er sich darauf nicht eingelassen hatte.

Nun kam er auf den Gedanken, Hauslehrer zu werden oder sonst sich dem Lehrfache zu widmen; deshalb wollte er sich nach Genf begeben, um sich im Französischen auszubilden. Allein auch dieser Plan war für ihn mislich, da er selbst eigentlich Erziehung noch sehr nöthig hatte, indem etwas Linkisches und Herbes in seinem ganzen Benehmen hervortrat. Junge Leute, die in dem, was man Erziehung, gute Sitte, feines Benehmen nennt, in ihrer Jugend vernachlässigt worden sind, seien es Leute vom Lande oder aus bürgerlichen Kreisen der Städte, dagegen einen guten Schulsack sich angeeignet und auf hohen Schulen fleißig studiert haben, leben oft in dem Wahne, das sei mehr als genug, um eine Hauslehrerstelle zu versehen. Wer stellt aber Hauslehrer an? Abgesehen von den bürgerlichen Geldprozen, die den Vornehmen

alles nachäffen, sind es doch meist Edelleute, sogenannte gute Familien, welche ihre Kinder um verschiedener Ursachen willen nicht in die öffentlichen Schulen schicken wollen, hauptsächlich auch deshalb, damit sie sich die mannigfachen Unarten und Gemeinheiten in Worten, Geberden und Thaten, welche unstreitig bei Schulkindern mehr oder weniger im Schwange gehen, nicht aneignen, damit sie vielmehr zu Hause unter guter Aufsicht und Unterweisung ein gesittetes, feines Betragen sich geläufig machen. Hierzu ist aber durchaus erforderlich, daß der Hauslehrer oder die Gouvernante selbst auch wissen, was gute Sitte ist, oder wenigstens daß sie von Hause aus einen sehr empfänglichen Sinn für dergleichen mitbringen, um rasch und leicht das nachzuholen, was an ihnen in dieser Hinsicht versäumt worden ist. Denn in manchem dieser Häuser ist eine ungeschickte Verbeugung oder Begrüßung ein viel größerer Fehler als ein verfehlter Beweis des pythagoreischen Lehrsatzes oder ein Lapsus in der Anwendung der *consecutio temporum*, und der Gebrauch eines etwas natürlichen Wortes wie „Hose“ für Beinkleid oder „Hemd“ für Wäsche erregt viel mehr Abscheu als eine geschickt verschleierte Unwahrheit.

Wohl wurde Schär auf den Mangel dieser Erfordernisse aufmerksam gemacht; allein entweder glaubte er nicht daran, oder er dachte, der Beruf eines Erziehers wäre nach dem eines Pfarrers noch am ehesten für ihn erreichbar. Er gieng also nach Genf, um Französisch zu lernen; allein dort benahm er sich wie ein Tropf. Wenn man eine Sprache lernen will, so muß man selbstverständlich Gelegenheit suchen, mit den Leuten, zumal gebildeten, zu reden. Er aber war immer zu schüchtern, als daß er es gewagt hätte, mit jemand zu sprechen, sei es aus Furcht, einen Sprachfehler zu begehen, sei es weil er sich überhaupt genierte, einen fremden Menschen anzureden. Er lernte also nichts in Genf; wohl aber verbrauchte er wieder einen Teil seines Geldes nutzlos.

Schon im April 1823, also ein halbes Jahr nach dem unglücklichen theologischen Staatsexamen erkundigte sich Pfarrer



Gutmann bei mir, ob es wahr sei, daß sein vormaliger frauenfelder Schüler Schär die Absicht hege, Medizin zu studieren. Ich mußte ihm das Gerücht bestätigen; denn in der That hatte der Mensch den Vorsatz gefaßt, sich der Arzneikunde zu widmen. Zu diesem Behufe besuchte er wieder eine Univerſität um die andre; zuletzt gieng er nach Tübingen. Dort gerieth er in den Sumpf des Studentenlebens, huldigte statt den Studien dem Raufen und Aneipen, und sein Kapital, das ihm noch übrig geblieben war, schmolz nicht allein durch sein Studentenleben als vielmehr noch durch Mißbrauch seiner Gutmütigkeit im „Pumpen“ und im Bürgschaftleistn stark zusammen. Lange lebte er in diesem Halbdusel fort; als ihm aber endlich die Augen darüber aufgiengen, erfaßte ihn das Unerwartete so sehr, daß er tiefsinnig und düster ward und in diesem Zustande nach Hause kam.

Hier wurde er ein Opfer polizeilicher Verordnung; der junge Mensch wurde durch Landjäger transportiert, grob behandelt und verfiel nun ganz dem Wahnsinn.

Die Einzelheiten seines ferneren Schicksals kenne ich nicht näher; nur so viel habe ich erfahren, daß er von Arzt zu Arzt geschleppt wurde; daß diese ihn reichlich mit Pillen, Mixturen, Pulvern (vielleicht auch mit Schlägen) regalierten, aber wenig damit erzielten, außer daß sie ihm den Rest seines zusammengeschnolzenen Vermögens noch vollends abnahmen.

Im Frühling 1828 weilte er einmal im Wirtshause zu Neukirch im Egnach über 14 Tage lang, sprach kein Wort weder mit dem Pfarrer noch mit dem Doktor noch mit dem Wirth (Amsler); höchstens konnte man ein Ja oder Nein aus ihm herausbringen.

An einem Sonntag nun, als die Wirtsstube ganz von Bauern angefüllt und jeder Tisch besetzt war, stand Schär in der Fensternische, in einer Zeitung lesend, um nichts sich kümmernd, was um ihn her vorgieng. Da trat ein Bekannter von ihm ein, der von seinem Zustand Kenntniß hatte und tiefes Mitleid mit ihm empfand. Der Eintretende setzte sich in seine Nähe, that

als ob er ihn nicht beachte, und fieng an, mit seinem Nachbar zu schwagen. Die bekannte Stimme schien ihn aber zu wecken; er sah langsam auf, und nun begrüßten sich beide. Es entspann sich dann, indem sie hin und hergingen, ein Gespräch zwischen ihnen, wobei Schär ganz vernünftig fragte und antwortete. Die anwesenden Gäste verwunderten sich über das Ungewohnte; es entstand eine plötzliche Stille; alles sah und horchte nach den beiden. Da auf einmal ward Schär von der unerwarteten Stille betroffen, erschrak, brach mitten im Satze ab — und nun war wieder nichts mehr aus ihm herauszubringen. Auch wenn er einen Besuch machte, verhielt er sich sehr einsilbig, gab aber richtigen Bescheid. Sein Aussehen war abgehärmt, mager und todtenblaß.

Er kam darauf zu seines Vaters Bruder, und siehe da! was alle Arzneiwissenschaft nicht erzielte, das bewirkte dieser bäuerliche Verwandte durch ein passendes Mittel. Er hielt ihn an, seine Jugendbeschäftigung, die Weberei, wieder zu betreiben. Die Zerstreuung in und mit dieser nicht gerade übermäßigen Arbeit fruchtete mehr als alle Medizin. Schär ward allmählig ruhiger und weniger wortkarg; man durfte bei ihm auf Besserung seines Zustandes hoffen.

Jetzt erinnerte er sich, daß er in Tübingen seit 1823 noch eine Schuldforderung von 900 Gulden habe; daß er durch eine geleistete Bürgschaft darum geprellt worden, und daß der Schuldner ein wohlhabender Mann sei. Dadurch, daß angesehenen Männer sich der Sache annahmen, gelang es mit nicht geringer Mühe, die Schurkerei an den Tag zu bringen. Die Sache zog sich in die Länge; Schärs Jugendfreund Hanhart, seit 1824 Pfarrer zu Neukirch i. G., verwandte sich eifrig dafür, reiste selbst nach Tübingen, und endlich konnte man dem armen Menschen das Restchen seines Vermögens noch retten.

Fortan arbeitete Schär fleißig an seinem Webstuhl, verdiente sich etwas und war beinahe gänzlich wieder hergestellt. Nach langem Seelenkampfe zwischen hohen Idealen der Wissenschaft

und Demüthigungen der rauhen Wirklichkeit gelangte er zur Ruhe, starb aber an der Auszehrung in Herzogsbach-Egnach 18. Sept. 1835.<sup>140)</sup>

Früher (Heft 37, S. 138 fg.) habe ich berichtet, daß ich durch meinen Vortrag über den Volksgesang in Kirche und Leben in in Berührung mit der ascetischen Gesellschaft in Zürich kam und eingeladen wurde, derselben als Mitglied beizutreten. Ich zögerte anfänglich; allein da mich die Gesellschaft derjenigen Stadt, wo ich meine Studien gemacht hatte, einmüthig einladen ließ<sup>141)</sup>, so entschloß ich mich endlich zum Beitritt und wurde am 25. September 1823 als Mitglied angenommen.

Am 17. September des gleichen Jahres wurde ich von der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, deren Jahresversammlung zu Trogen unter der Leitung des Joh. Kasp. Zellweger abgehalten wurde, zum Mitgliede aufgenommen. Gleichzeitig mit mir ließ sich auch der Freiherr von Laßberg, welcher der Versammlung in Trogen ebenfalls beizwohnte, in die Gesellschaft aufnehmen<sup>142)</sup>.

Thomas Bornhauser war seit 1821 Provisor an der Latein- oder Realschule zu Weinfelden; allein die reguläre Pflicht eines lehrplanmäßigen Unterrichts kam ihm zu pedantisch vor, und in der Schulstube griff er nach mancherlei Mitteln pour égayer l'ouvrage, wie der Franzose sagt. Natürlich wurde das dann von seinen Schülern zu Hause wieder erzählt, und so bekam er verschiedenes Unangenehme zu hören, was ihm seine Stellung erleidete. In dieser Stimmung schrieb er mir im Frühjahr 1824:

<sup>140)</sup> Johannes Schär war der Sohn des Hs. Jaf. Schär von Balgen-Egnach, Müller in Bihlschlacht (geb. 15. Febr. 1746, gest. 3. Okt. 1819) und der Elisabeth Stäheli (geb. 19. Sept. 1747, gest. 7. Mai 1817); diese wurden kopuliert 29. Jan. 1771, hatten 10 Söhne und 4 Töchter; aber 1810 lebten nur noch ein Sohn und eine Tochter. (Mitth. des Hrn. Pfr. Wegmann in Neukirch i. Eg.) und Hrn. Pfr. Nägeli in Sitterdorf.)

<sup>141)</sup> Gutmann an P. 23. April 1823.

<sup>142)</sup> Laßberg an Zellweger d. 19. Sept. 1823; Briefwechsel S. 30 fg.

Mein trauter Freund! Wie geht es mit eurer Schulanstalt? <sup>143)</sup> Ich verlasse Weinfelden binnen Vierteljahresfrist ganz bestimmt; denn das Institut geht aus Mangel an Schülern ein. Zudem bin ich der Erbärmlichkeit, die hier herrscht, von Herzen satt.

„Ach, er trugs drei Jahre,  
Trägt es länger nicht!“

Wohin ich meinen Stab wenden soll, weiß ich nicht. „Melde dich auf Neufirch!“ <sup>144)</sup> so ruft manche Stimme, und ich wäre nicht übel dazu geneigt. Allein da wird wohl des Weibelns und Empfehlens so viel sein, daß ich armer, unempfohlener, ränkeloser Kandidat wohl zu kurz kommen dürfte. Drum dacht' ich auch schon an euer Bischoffzell. Schreibe mir doch darüber! Wenn sich keine Stelle für mich öffnet, so verlaß ich eben unser Thurgau wieder; vielleicht gehts dem Fremdling in der Fremde besser. Das Mißkennen meiner Mitbürger, das Mißlingen meiner Bemühungen, der Undank und der Haß solcher Menschen, die ich liebte, denen ich Gutes that, verstimmt mich ganz und würde, wenn ich nicht für eine alte Mutter zu sorgen hätte, mir jede Entfernung zur Erlösung machen. — Schreibe mir daher, ob man mich bey euch allenfalls noch brauchen könnte, und wie viel ich bekäme, um die Bürde des Daseyns wieder einige Jahre weiter zu schleppen. — Mein Waldmann ist vollendet und in Zürich, wo ich aber nicht weiß, welches Schicksal er findet. Ich sende Dir hier zugleich die gewünschten Gedichte, nebst zwei ältern.

Auf Pupikofers Antwort schrieb Bornhauser Folgendes:

Mein Lieber! Also wäre ich, weil nicht im Welschland gewesen, den Bischofzellern nicht einmal gut genug zu ihrem Schulmeister? Das ist freylich eine arge Demüthigung für einen Menschen, dessen Tugend sonst die viel gepriesene Demuth nicht war. Lassen wirs also gut seyn, mein Freund! Es werden ohnehin noch zwanzig Jahre vergehen, bis unsere Mitbürger einsehen, daß Bildung und

<sup>143)</sup> Nach einem Inserat in der Beilage zu Nr. 27 der Thurg. Ztg. von 1823 (5. Juli) bestand in Bischoffzell eine Lehranstalt für Knaben unter der Direktion eines Herrn Andreas Göldi; Pupikofer ertheilte daran Unterricht in den alten Sprachen. Vgl. Häberlin-Schaltegger, Gesch. d. Kt. Thurgau 1798—1849, S. 88.

<sup>144)</sup> Im Frühling 1824 wurde Pfarrer J. G. Wirth, Pfarrer zu Neufirch i. G. und Aktuar der thurg. gemeinnützigen Gesellschaft, zum Professor und Rektor am evangelischen Gymnasium in St. Gallen gewählt, und daher seine Pfarrstelle erledigt.

Erziehung etwas anders sey als einige französische Brocken und ein Frack à la Paris.

„Über wie soll man die Knechte loben?  
Kommt doch das Ürgernis von oben.“

Mit dieser Ueberzeugung fallen dann natürlich auch alle Hoffnungen in den Staub, die man in unserm Kantone für Errichtung einer Kantonschule u. s. w. hegen möchte. Und Leute wie Du und ich müssen sich eben in Gottes Rahmen bequemen, ihren Wachtposten im großen Kampfe für Freyheit, Wahrheit und Humanität auf der Kanzel zu beziehen. Bereits habe ich diesem Grundsätze gehuldigt und mit einer Art litterarischem(!) Bankrotte mich auf die Pfründe Neufirch gemeldet. Es wird jetzt nur darauf ankommen, ob die Herren im Egnach mich auch mit einem Korbe fortschicken oder nicht. Meine Nebenbuhler sind Mörkofser, Sanhart, Geß von Trüttlikon, der Pietist, und, wie man sagt, Meyer von Sitterdorf.<sup>145)</sup>

Ich schicke Dir hier den Spinoza. So sehr ich vorher schon für eine Art Pantheismus eingenommen war, so hat mich doch seine scholastische Art des Beweisens äußerst schlecht erbaut. Mag seyn, daß ich ihn auch nicht genug verstanden.

Zu einem Gedichte ins Neujahrsblatt (1824) würde ich mich von Herzen gern verstehen; ja, ich hätte Dir noch einen Vorschlag andrer Art zu machen! Du weißt, Hr. Haffter von Weinfeld<sup>146)</sup> ist gestorben. Er gab der Gemeinnützigen Gesellschaft früher schon 50 Gulden; er vermachte zu einem Schulhause in Weinfeld 15,000 Gulden und dem katholischen Armen- und Kirchengute 300 Gulden; auch seine Verwandten gaben etwa 1000 Gulden den Dürftigen aller Arten bey seinem Absterben. Von mehrern Seiten her äußerte man schon die Erwartung, es werde im diesjährigen Neujahrsblatte eine kleine Biographie von ihm kommen. Was meinst Du? In Zürich wenigstens geschähe es. Wenn dir daher die Unterbrechung deines Planes nicht unangenehm wäre oder sonstige Hindernisse einträten, würde ich mich anheischig machen, die gehörigen Materialien zu sammeln, was mir bei meiner Lage und Bekanntschaft mit den Seinigen nicht schwer fallen würde. Schreibe mir doch darüber! Lebe wohl und empfangen meinen Dank für Deine Bemühungen für mich!

Dein Bornhäuser.

<sup>145)</sup> Ernannet wurde Joh. Konrad Sanhart, der bisher in Mazingen Pfarrer gewesen war, und Bornhäuser wurde vom Kleinen Rathe am 7. Mai 1824 auf die erledigte Pfarrstelle in Mazingen gewählt.

<sup>146)</sup> Im gleichen Jahre 1824 am 24. November starb auch der bekannte Paul Reinhard.

Mit meinem Schwager Rüsck, der seit 1822 mit Wilhelmine Stähler von Brugg verheirathet war, erlahmte mein Briefwechsel ein wenig, wie es denn bei Freunden, die einander halb nahe wohnen, häufig der Fall ist, daß sie einander mehr vernachlässigen als die ganz entfernten. Als er mir aber von seinem Plane schrieb, mit Hundt-Radowstky ein Oppositionsblatt herauszugeben, machte ich ihm ernstliche Vorstellungen<sup>147)</sup> und zwar gerade wegen dieses Mitarbeiters, der mir als ein gefährlicher, unzuverlässiger Mensch geschildert worden war. Die Sache selbst betreffend, so ließ sich allerdings für die Absicht, die irrende und getäuschte Welt zu belehren, sehr viel sagen; an Stoff würde es auch gewiß nicht gefehlt haben, besonders wenn man auf Deutschlands politischen und kirchlichen Zustand im einzelnen hätte eintreten oder gar die ganze Welt hätte der Censur unterwerfen wollen. Denn konnte etwas erbärmlicher sein als der damalige europäische Fürstenverein und seine affectierte Heiligkeit, unter welcher überall der ärgste Despotismus hervorspukte? Und wie sehr waren die Völker getäuscht worden! Welche Unzufriedenheit allenthalben! An vielen Orten verbissener Ingrimme! Wahrlich, die Mißbräuche, die täglich von den heiligsten Rechten der Menschheit gemacht wurden, konnten nichts Gutes weder für die Völker noch für die Regierungen zur Folge haben. Wie vielem Uebel konnte der vorbeugen, der im Stande war, beiden über ihre wahren Interessen die Augen zu öffnen! Allein es wäre nicht wohl angegangen; denn überall wachte der hundertköpfige Argus. Sobald ein Blatt in der Schweiz erschienen wäre, das freiere Urtheile ausgesprochen hätte, wäre es unterdrückt worden. Und hätte man den Titel und die Firma zwei- und dreimal geändert, man würde nichts dabei gewonnen haben als Ermüdung und hätte zuletzt die Sache wieder liegen lassen. Unsere Regierungen waren ja gleichsam in Eid und Pflicht genommen, nichts politisch Verdächtiges aufkommen

<sup>147)</sup> Brief an Rüsck vom 7. Dez. 1824.

zu lassen <sup>148)</sup>, und sie waren auch wirklich, und zwar mit Recht, auf ihrer Hut. Auch war jeder Schweizer verpflichtet, sein Vaterland nicht noch mehr in den Verdacht zu bringen, als wenn es der Herd revolutionärer Gesinnungen wäre. Habe auch das Weimarer Oppositionsblatt 20,000 Abonnenten gezählt, jene Zeiten waren jetzt nicht mehr. Die deutschen Posten hätten jetzt ein Oppositionsblatt aus der Schweiz nicht befördert, und wenn es der Ankündigung seiner Grundsätze nicht entsprochen hätte, so würde es niemand gekauft haben. Und auf wie wenig Abonnenten hätte man in der Schweiz zählen dürfen! In der günstigsten Zeit zählte der „Wegweiser in der Eidgenossenschaft“, der zu St. Gallen und dann zu Konstanz herauskam, 500 Abnehmer und ernährte seinen Redakteur kümmerlich. Ich rieth meinem Schwager, er solle seinem Hundt-Radowsky den Vorschlag machen, nach Paris oder London zu gehen; dort dürfe man auch über deutsche Angelegenheiten reden, wie man wolle, und auf diesem Wege werde den Höfen noch alles besser bekannt.

Zweckmäßiger noch, meinte ich, würde hingegen ein rein schweizerisches Oppositionsblatt sein; unsre Regierungen könnten dann offenbaren, ob es ihnen bloß um den Zorn ihrer Nachbarn oder überhaupt um die Gefahr der Offenkundigkeit auch in eignen Angelegenheiten zu thun sei. Ein solches Blatt müßte für den Gebildeten sein, was der „Schweizerbote“ für das Volk überhaupt. Mancher andre Beamte würde gewiß mit Freude daran mitarbeiten, wenn eine Regierung den Redakteur schützte. Allein wenn dies nicht einmal erhältlich wäre für die Schweiz, was wollte man so etwas für die ganze Welt unternehmen?

---

<sup>148)</sup> Man denke an die gehässigen Anklagen, welche in Tagesblättern und Notizen des Auslandes gegen die Schweiz geschleudert wurden, und an den Beschluß der Tagsatzung von 1823 über den „Misbrauch der Presse!“ Selbst in dem sonst ziemlich freisinnig regierten Kanton Aargau sah sich die Regierung 1824 gezwungen, die Censur wieder einzuführen. S. das Inserat im Schweizerboten 1824, Nr. 20, S. 159.

Im übrigen, glaubte ich, würde Europa sich schon selbst zu helfen zu wissen, wenn einmal die Zeit da wäre; das Gefühl der Unterdrückung opponiere viel kräftiger als ein Bogen Löschpapier.

Unterdessen thaten unsre Zeitungen, wie sie waren, immerhin soviel, daß sie den Gedanken nie ersticken ließen, es hätte auch bei uns anders sein können. Darum rieth ich meinem Schwager, die Sache bleiben zu lassen und um eines schwerlich unschuldig Verbannten willen nicht die eigene Ruhe und Selbständigkeit aufs Spiel zu setzen. Hingegen hätte ich ihm Glück gewünscht zu einem Appenzeller Volksblatt<sup>149)</sup>, wenn er ein solches hätte gründen wollen. „Kehret zuerst, rief ich ihm zu, so recht vor eurer eignen Thür! Unterdessen werden vielleicht andre Leute mit den ihrigen auch fertig, und dann wird die Freude um so größer sein, wenn überall alles so rein und blank ist, und kein Schreier mehr aus keinem Misthaufen heraus zur Ordnung weisen darf. In einiger Zeit, hoffe ich, wird derselbe Plan auch in unserm Thurgau reifen, wenn anders der gute Geist unsrer Gesellschaft nicht erlischt.“

Da mein Plan zur Herausgabe von thurgauischen Neujahrsblättern schon am 12. Mai 1823, hernach wieder am 26. April 1824 von der thurgauischen gemeinnützigen Gesellschaft angenommen worden war und man mir nun auch das zweite Neujahrsblatt, die topographisch-historische Behandlung des Bezirkshauptortes Bischofszell auf Neujahr 1825 übertragen hatte, so wurde das für mich ein neuer Beweggrund, mich in historische Studien zu vertiefen. Ich legte das Manuskript dazu der Gesellschaft am 11. Oktober 1824 vor und fügte hinzu, daß dem gedruckten Blatte eine lithographierte Ansicht der Stadt und eine in Kupfer gestochene Vignette des Brustbildes von dem 1811 verstorbenen verdienten Dr. J. Chr. Scherb beigegeben würde.

<sup>149)</sup> Dieser Wunsch erfüllte sich durch die Gründung der Appenzeller Zeitung, an der sich später Dr. Gabriel Rüschi lebhaft betheiligte, und die seit dem 15. Juli 1828 zu erscheinen begann.



Das Material, das dem Verfasser für diese Arbeit zu Gebote stand, war wie beim ersten Neujahrsblatt außerordentlich dürftig zu nennen; er konnte daher für die „Liebe Jugend“ keine zweckmäßige Auswahl treffen; außerdem war seine Schreibart überaus nüchtern und verzweifelt lehrhaft, über deren Wirkung die pathetische Ermunterung und Mahnung am Schlusse nicht wegzuhelfen vermochte. Daher sah sich Pupikoser in der Vorbemerkung auf der Rückseite des grauen Umschlags veranlaßt zu bemerken, die Neujahrsblätter seien, weil der Stoff zu ernst und trocken, nicht eine Kinderschrift, sondern für die heranreifende Jugend bestimmt, damit sie aus der Kenntnis der Vergangenheit das Leben von seiner ernstesten Seite erfassen lerne; das zu bedenken möchte aber auch den Bejahrten zuweilen ersprießlich werden, daher noch manches hinzugefügt sei, was nur von diesen durch verständige Vergleichung benutzt werden könne. Zwar schöpfte P. bei diesem zweiten Neujahrsblatt aus reichern Vorräthen seinen Bedarf an Stoff; allein er verstand es immer noch nicht, eine für die Jugend geeignete Auswahl daraus zu treffen, und seine Darstellung war immer noch so rapportmäßig, daß sie unmöglich die junge Welt fesseln konnte. Kurz, es zeigte sich, daß P. zum Jugendschriftsteller nicht geeignet war, während sein Freund Mörkoser, der das dritte Neujahrsblatt auf Neujahr 1826 herausgab, schon eher das Talent für eine fesselnde Darstellung bewährte. Mit merkwürdiger Offenheit äußerte ihm das der Antistes Sulzberger:

„Kurzdorf, den 2. Jenner 1825. — Wohllehrwürdiger, geschätztester Herr Diakon! Ich verdanke Ihnen das überschickte Neujahrsblatt, welches ich mit Vergnügen gelesen, aber in demselben auch von neuem den Beweis gefunden habe, daß Ihr Geist sich mehr für die Gründlichkeit des Geschichtsforschens und die Bündigkeit des Geschichtschreibens als für die Leichtigkeit und Anmut des Erzählens und Beschreibens eigne, welche letztere Eigenschaften in einem Blatt für die Jugend mehr gefallen als jene erstern. Sie haben daher wohl gethan, diese Arbeit an jemand anders abzugeben und Ihre Muße an die zu verwenden, welche Ihnen besser zusagt.“

Bornhauser, dessen poetisch angelegtem Geiste die trockne Darstellung Pupikosers gar nicht zusagen konnte, war vielleicht weniger aufrichtig, wenn er ihm am 10. August 1825 schrieb: „Deine Arbeit hat mich sehr angesprochen, weit mehr noch als das Heft von 1824. Man ist Dir um so mehr Dank schuldig, da solche Arbeiten viel Mühe kosten, ohne von der Menge erkannt zu werden.“

## Studien zur Thurgauer Geschichte.

Es ist früher (Heft 37, S. 119, 121, 143 fg.) erzählt worden, wie ich schon im Jahre 1818 als Vikar zu Güttingen, durch Stumpfs Chronik angeregt, einen Versuch machte, alles zusammen zu schreiben, was man über die Geschichte des Thurgaus bei den Geschichtschreibern fände, wie aber dieser Versuch wegen der außerordentlich magern Ergebnisse mich bald abschreckte, bis ich 1819 Fäsis handschriftliche „Geschichte der Landgrafschaft Thurgau“ in die Hände bekam und durch Aldefons Fuchs, Andreas Stäheli und den Freiherrn v. Laßberg persönlich ermuntert wurde, mein Vorhaben auf Grund fleißigen Quellenstudiums noch einmal und diesmal gründlicher ins Werk zu setzen.

Als Laßbergs Trauer um den Hinscheid seiner geliebten Fürstin nach anderthalbjähriger Dauer sich etwas gemildert hatte, und er wieder zugänglicher geworden war, durfte ich nun wieder öfter auf Schloß Eppisshausen erscheinen; zwar stürzte ihn die Nachricht von Ittners Tod am 9. März 1825<sup>150)</sup> abermals in schweres Herzeleid; allein er fand eher Kraft, dieses Leid als das frühere zu ertragen, indem er zu seiner Zerstreung sich wieder wie vor drei Jahren wissenschaftlichen Arbeiten widmete, deren Früchte nun auch seinen Freunden in reichem Maße zufließen. Laßberg war für mich nicht nur ein aufmerksamer Bibliothekar, sondern auch mein wohlfeilster Buchhändler und, was mir noch mehr frommte, der Leiter meiner historischen Studien.

Nachdem ich die Kirchengeschichte Hottingers mit ihren reichhaltigen Quellenangaben, ferner Tschudis Chronik mit ihren Urkundenabdrücken fleißig ausgezogen hatte, gieng ich an den Codex diplomaticus Alemanniæ et Burgundiæ transjuranae intra fines diocesis Constantiensis (edidit P. Trudpertus Neugart. 2 tomi. S. Blasien 1791 bis

<sup>150)</sup> Oben S. 124 Laßberg an P. vom 11. März 1825, und P. an Laßberg vom 26. Mai 1825 in Birlingers Alemannia Bd. 15 (1887), S. 231 fg. S. 285.— Briefwechsel mit Zellweger S. 65 fgg.— Briefwechsel mit Uhland S. 51 fg.

1795. 4<sup>o</sup>)<sup>151)</sup> Dieses für die damalige Zeit vortreffliche Werk enthält 1200 Nummern theils vollständige Urkunden, theils Urkundenauszüge und begreiflich auch sehr viele, welche den Thurgau betreffen, die ich alle genau excerpirt habe. Nachher ließ mir Laßberg desselben Verfassers Episcopatus Constantiensis, eine gründliche Geschichte des Konstanzer Bisthums, wovon damals leider nur der erste Band des ersten Theils (1803) gedruckt war. Neugart schrieb noch den zweiten Band fertig im J. 1816 im Kloster St. Paul in Kärnthen, wohin er sich zurückgezogen hatte und wo er am 15. Dezember 1825 starb. Er hatte vor seinem Tode die Handschrift dem Grafen Egbert v. Müllinen, Schultheiß in Bern, übergeben, der sie druckfertig machen wollte<sup>152)</sup> und, weil daran gehindert, sie im Februar 1829 dem Freiherrn von Laßberg zu gleichem Zwecke einhändigte; da dieser mit dem Verleger in Zerwürfniß gerieth, so blieb die Arbeit liegen, bis F. Mone im J. 1862 sie herausgab. — Weiter erhielt ich aus Laßbergs Bibliothek die *Monumenta anecdota historiam Germaniæ illustrantia* edid. G. e. G. u. i. l. Z a p f. Aug. Vindelic. 1785. 4<sup>o</sup>, worin ein freches Plagiat begangen worden ist, indem der Herausgeber zwei Werke des fleißigen Rheinauer Konventualen P. Moriz Hohenbaum van der Meer (1718—1795), nämlich die *Historia diplomatica monasterii Rhenaugiensis* vom J. 1785 und den *Codex diplomaticus*<sup>153)</sup> dazu, theilweise wenigstens

<sup>151)</sup> Pupikofer erhielt ein Exemplar dieses selten gewordenen Werkes von Laßberg geschenkt. Auf dem Vorlegeblatt stehen die Worte: Ex dono amicissimi Leonhardi Hug, Linguarum orientalium Professor ordinarius in alma Albertina. Nunc autem ut duplum bibliothecæ suæ Pupikofero, viro humanissimo D. D. D. Josephus Laszbergius. Am 12. April 1878 machte mirs P. zum Geschenke.

<sup>152)</sup> Laßbergs Briefwechsel mit Zellweger S. 39. 42. 46. 99.

<sup>153)</sup> Sie sind noch vorhanden in der Stiftsbibliothek zu Einsiedeln *Cod. Vat.* 879. 880. Ueber van der Meer schrieb Jld. Fuchs in *Jäsis Bibliothek der Schweiz. Staatskunde. Stück III. Zür. 1796. S. 185 bis 209* (Porträt in *Stück IV. Zür. 1796*). Ferner Pfarrer Joh. Georg Mayer im *Freiburger Diöcesan-Archiv. Bd. XI. Freib. 1877, S. 1—34* und *Bd. XII. S. 189—201. Allg. deutsche Biogr. Bd. XII. S. 657 bis 659.*

abgedruckt hat. Als Benutzer dieses Buches kümmerte ich mich allerdings zunächst nicht um den litterarischen Diebstahl des Herausgebers, sondern excerpierte fleißig die darin dargebotenen Texte; Laßberg hatte sogar die Güte, in Augsburg nachzufragen, ob nicht der zweite Band dieses Werkes seither erschienen sei, worauf er verneinende Antwort erhielt.

Nachdem ich auf diese Weise weiterhin (1827) das Klingen-zeller Kopialbuch, Gerberts *Historia nigræ silvæ*, die *Monumenta Guelfica* und manches andere durchgearbeitet hatte, war ich mitten drin und für die Geschichtsforschung auf immer gewonnen; denn wer einmal den Zugang zu den Quellen entdeckt und mit steter Treue daraus schöpfen gelernt hat, der läßt sich nicht mehr leicht davon abwendig machen, weiter und weiter zu forschen und den Schatz seines Wissens zu mehren.

Der Urfundensprache war ich durch das Lesen und das Excerptieren von ein paar tausend gedruckten Urkunden ziemlich mächtig geworden und konnte nun ans Lesen geschriebener Originalien vorschreiten<sup>154</sup>). Allein die Dokumente der Klöster blieben dem evangelischen Pfarrer einstweilen noch unzugänglich: einzig in Kreuzlingen konnte ich eine Anzahl Pergamente zur Einsicht erhalten. Im Kantonsarchiv zu Frauenfeld lagen erst die Akten der Johanner Comthurei Tobel und die des bischöflich-konstanziſchen oder Meersburger Gefällarchivs in nicht gerade anmuthiger Ordnung aufgehäuft; dennoch konnte ich hier vieles für meine Geschichte benutzen, und ebenso fand ich einzelne willkommene Aktenstücke in den Gemeinde- und Pfarrarchiven. Wichtig für mich waren die eidgenössischen Abschiede, welche sich auf der Verwaltung der Landvogtei Thurgau bezogen, und welche mir Reg. Rath Freymuth aus dem Kantonsarchiv vermittelte.

<sup>154</sup>) Daß P. damals noch sehr vieles unrichtig las, zeigt eine Vergleichung seiner Abdrücke mit dem Thurg. Urkundenbuch. Jener Dietrich Criucelinensis in der Urk. v. 1222, den P. beharrlich Crwaelinensis las, bildet den Gegenstand mehrerer Briefe zwischen Laßberg und ihm, indem beide sich den Kopf darüber zerbrachen.

Am Ausgang des Jahres 1825 kam der längst erwartete erste Band der vom Minister von Stein angeregten *Monumenta Germaniæ historica* heraus, über den ich mich begreiflich alsbald wie ein gieriger Rabe hermachte, um allmählig auch die übrigen alten Geschichtsquellen kennen zu lernen. Ich las ferner bis 1827 mit der Feder in der Hand das *Chronicon Petrishusanum*, die *Notitia imperii*, *Gallus Oheim*, *Fredegar*, *Limoin*, den *Monachus Sangallensis*, *Lazius*, *Bucelin*, *Jornandes*, *Walafried Strabo*, *Lirer*, *Manlius*, *Wegelin's Thesaurus rerum Suevicarum*, *Goldast's Scriptorum*, *Rügers Schaffhauser Chronik*; auch in den *Jahrzeitbüchern* oder *Anniversarien* der Kirchen zu *Sulgen* und *Hüttlingen* fand ich manches Merkwürdige. Daneben gewann ich auch Interesse für alterthümliche Gegenstände, deren der Freiherr auf seinem Schlosse eine Menge aufgestapelt hatte, für Bildwerke wie *Kopp's Bilder* und *Schriften* der *Vorzeit* und *Herrlibergers Topographie* der *Eidgenossenschaft*. Ab und zu reizte es mich, über einzelne schwierige oder andre noch von niemand bearbeitete oder lückenhafte Materien meine eignen Gedanken niederzuschreiben und Kritik an den bisherigen Darstellungen zu üben. So trieb ich es in den zwanziger Jahren stufenweise vom Abschreiben zum verkürzenden Ausziehen und Bearbeiten bis zur selbständigen Darstellung.

Das ist der mühsame Weg des Autodidakten, wie ihn damals fast alle Lokalforscher einschlagen mußten. Heutzutage geht das schon leichter. Der junge Historiker hört jetzt auf der Universität allerhand Collegia über *Paläographie*, *Diplomatik*, *Quellenkunde*, *historische Kritik*, übt sich im *historischen Seminar* und tritt, ausgerüstet mit mancherlei — Hefen über *Hilfswissenschaften*, aus den Räumen der *Alma mater* ins Leben, wo er je nach Umständen, sei es in knappen Nebenstunden, die er seinem *Brotterwerb* abringen muß, sei es in behaglicher Muße, die er freien Geistes verwenden kann, der *Muse Alio* als „fertiger“ Historiker dienen kann. Zu lernen hat er wenig anders mehr als Stoff-

liches, und seine wichtigste Aufgabe besteht nun darin, vom Standpunkte „seiner Schule“ aus zu zeigen, daß die Vorgänger nichts verstanden. Wofür er nicht eine gar zu spezielle Frage zum Gegenstande seines Forschens gewählt hat, bereitet ihm die Quellenforschung jetzt nicht mehr so viel Mühe und Geldauslagen wie uns Alten von damals. Es gibt nun kritisch bereinigte Ausgaben der Chroniken und alten Geschichtschreiber mit genauen Registern, sogar mit Kommentaren, in denen man alles Erwünschte finden kann, und das Urkundenabschreiben ist durch die zahlreichen Urkundensammlungen aller Provinzen und Länder, die jetzt herausgegeben worden, und die bequemer zu handhaben sind als die bocksteifen, widerspenstigen, langweiligen, breitspurigen Originalpergamente in den düstern, feuchten, staubigen Archivräumen — ich sage, das Urkundenabschreiben ist fast eine verächtliche Tagelöhnerarbeit geworden, bei der ein „fertiger Historiker“ der herrschenden Schule jede darauf verwendete Stunde gleichsam als verlorne Zeit besetzt.

Im Grunde war aber die autodidaktische Art und Weise, wie man damals in die Geschichtsforschung sich hineinarbeitete, doch nicht so verächtlich, wie sie unsre Jungen anzusehen pflegen, sondern war für einen Laien so zu sagen die einzig richtige und fördernde. Durch die vorausgegangene Durchforschung so vieler gedruckten Urkunden war ich mit der Sprache des Pergaments, mit den Urkundenformeln, den Formen der Zeitangabe und Datierung bereits vertraut geworden, und ich übte das Ausziehen von Regesten — was bekanntlich eine Kunst ist, die nicht jedermann gelingt — bis zu großer Fertigkeit. Als ich dann zur Koptatur von Originalien aus verschiedenen Jahrhunderten überging, lernte ich mit Leichtigkeit schwierige Schriften mit ihren Abkürzungen lesen, die Schriftzüge als Kriterien für das Alter der undatierten Diplome kennen, gewöhnte mich, auf die Siegel, ihre Bildnisse und Legenden zu achten, konnte, weil das sorgfältige Abschreiben nicht so rasch von statten geht wie das Lesen,

während des Niederschreibens schon den Inhalt mir überdenken und geistig ausnutzen. Kurz, ich arbeitete mich auf diese Weise gleichsam spielend in die Diplomatik, Paläographie und Sphragistik hinein, während ich, wenn ich gleich von Anfang an Urkunden aus den Originalien abgeschrieben hätte, mühsam hätte tasten müssen und nur langsam Sicherheit hätte gewinnen können. Mit dem gesammelten Regesten- und Urkundenmaterial vermochte ich dann meine Auszüge aus den Chroniken und Geschichtschreibern zu vergleichen und zu rektifizieren.

Einen Theil des Entwurfs der Thurgauischen Geschichte sandte ich im Manuscript am 23. Febr. 1827 an Laßberg zur Einsicht und erhielt es am 2. April mit mancherlei nützlichen Bemerkungen zurück, die mich in meinem Vorhaben, den ersten Theil gründlich umzuarbeiten, nur bestärken konnten.

Begreiflicher Weise wurde es bald im Lande bekannt, daß ich mich eifrig mit der Geschichte unsres Kantons befaße; daher kamen schon eine Menge Briefe an mich, die theils Auskunft über schwierige Fragen verlangten, theils Beiträge zur Ergänzung von Lücken lieferten.

Bornhauser an P. Mazingen, 10. Aug. 1825. — Du hast mich früher gefragt, ob wir keine Urkunden besitzen über unsre Entlassung von Wenge.<sup>156)</sup> Ja, es ist eine da von 1512 und 1530, wo das von Verena Gubler von Mazingen errichtete Kirchlein zu einer selbständigen Kirche erhoben ward. Weiteres ist nichts da von Bedeutung.

Mörkofser sagte mir, Herr v. Laßberg wäre nicht ungeneigt, seine Bibliothek und Alterthumsammlung dem K. Thurgau zu überlassen, wenn man auch auf gehörige Besorgung hoffen könnte.<sup>157)</sup> Das Anerbieten macht Hrn. von Laßberg Ehre, und wir sollten nicht verscherzen, es zu benutzen. Es könnte der Anfang werden zu Größerm. Könnte man nicht vielleicht auf Herrn Landammann Morell oder Herrn Antistes wirken, daß man etwas für diesen Erwerb thäte?

<sup>156)</sup> Die Sache ist behandelt von P., Geschichte der Kirchgemeinde Wängi. Frauenfeld 1844, S. 16 ff. Gesch. des Thurgaus 2<sup>2</sup>, 174.

<sup>157)</sup> Als Laßberg den 15. März 1855 starb, giengen seine Sammlungen an den Fürsten Karl Egon von Fürstenberg über und finden sich jetzt im Schlosse zu Donaueschingen aufbewahrt.

Es können empfänglichere Zeiten kommen. Ich hätte z. B. den „Lieder-  
saal“ (von Laßberg) mir auch angeschafft, wenn er in den Buchhandel  
gekommen wäre, vorzüglich der Sprache wegen. Auch Mörkofler, der,  
im Vorbeygehen gesagt, sich schön entwickelt und nicht, wie mancher  
andre, in Pastoralien untergeht, auch er scheint Vorliebe für ein  
solches Studium zu haben. Und so kann noch mancher kommen. In  
unserm bücherarmen Thurgau wird es nicht sowohl an Köpfen, sondern  
eher an Mitteln fehlen zu ihrer Weckung und Entwicklung. Besser  
freylich, als wenn es umgekehrt wäre.

Der selbe an denselben. Mazingen, 24. Apr. 1827. — Zur  
Beleuchtung der Geschichte von Mazingen und Lommis schicke ich Dir  
beyliegende Kopien. Die Originale der beyden Urkunden von 1518  
und 1530 finden sich noch im hiesigen Archive, wurden genommen  
bey einem Streite, den die reformierten Lommiser mit der Statt-  
halterey hatten um Herausgabe des betreffenden Antheils am Kirchen-  
gute. Die Original-Kopien sind verloren gegangen; aber die Abschrift,  
die Mazingen durch den Schulmeister Balthasar nehmen ließ, wahr-  
scheinlich getreu. Daß Rudolf von Mazingen anno 1227 nach Stumpf  
und nach Tschudis Urkunde vom 25. May 1223 Dienstmann des  
Grafen von Rapperswil; daß Elisabetha von M. nach Müller anno  
1335 gefürstete Äbtissin von Zürich; daß Ulrich von M. in der Mord-  
nacht von Zürich erschlagen und Kuni von M. gerädert worden nach  
Tschudi — das weißt Du natürlich schon lange. Weißt Du von dem  
Abgange der Edlen von M. nichts Genaueres? Der Zehnden kam nach  
Stephan, an Tobel, die Gerichtsbarkeit an Sonnenberg. Fischingen  
hat auch Zehnden zu fordern und begründet seine Ansprüche auf eine  
Urkunde von 1485, nach welcher Ludwig von Beyer zu Tägerichen  
den Zehnden von M. an die Frühmeßfründe von Sirnach verkaufte.  
Mag nicht vielleicht um diese Zeit herum das edle Geschlecht erloschen  
seyn? Freylich setzt Stephan das Erlöschen weit über die Reformation  
hinauf.

Pfarrer Weber schreibt im Kirchenbuche 1793, die Kirche zu  
Mazingen sey 1588 eingeweiht worden, nennt den ersten Pfarrer  
Heinrich Nyser und sagt, der zürcherische Landvogt Hans Kambli zu  
Frauenfeld habe zuerst das Kollaturrecht geübt. Diesen Widerspruch  
mit der Urkunde 1518 mag vielleicht die Reformation lösen. Ueber  
die Reformation selbst finden sich im hiesigen Archive keine Spuren.  
Mazingen mußte das Opfergeld mit 12 Gulden alle Jahre nach Wenge  
bezahlen, bis es 1805 diese Last mit 240 Gulden loskaufen konnte.



Was hat es mit den Ammann von Witwil her für eine Verwandtnis? Dieses Geschlecht führet in seinem Wappen eine Gemse auf drei Bergen. Es will von einem Edelmann herkommen, den es als einen gewaltigen Riesen beschreibt, der in der Vorzeit eine große Heldenthat zu Konstanz soll verrichtet haben, weswegen diese Ammann zu Konstanz bis in die neuesten Zeiten zollfrey gewesen seyen.<sup>158)</sup> Wirklich hatte dieses Geschlecht zu Mazingen bis jetzt eine Art Aristokratie ausgeübt.

Was weiß man auch von Lommis? Ich erinnere mich bloß aus Tschudi, daß Ulrich von Lommis im Zürcherkriege Feldhauptmann der Zürcher war, daß die Schweizer ihm seine Burg verbrannten, und daß er in der Schlacht bei St. Jakob an der Sihl fiel.

Doch genug hiervon, um auf einen Gegenstand zu kommen, der mich schon lange beschäftigt. Schon lange dachte ich nämlich darüber nach, ob man nicht sich vereinigen könnte, dem Thurgauer Bischoffes wohlfeile Schweizergeschichte<sup>159)</sup> noch wohlfeiler und dessen Verbreitung dadurch noch allgemeiner zu machen. Unser Volk muß die Geschichte der Schweiz und des Thurgaus, eigne und fremde Kantons-Verfassungen kennen lernen, damit es aus seinem Sklavenschlummer aufwache, ehe Wahl-Collegium, Vorschlags-Commission u. s. w. es auf ewig in die Ketten einer Aristokratie geschmiedet, die leider schon zu große Fortschritte gemacht hat. Herr Pfarrer Widmer (in Bußnang) sagte mir zwar gestern, es werde in der gemeinnützigen Gesellschaft ein Vorschlag gemacht werden, etwas für die Unterstützung dieses Zweckes zu thun. Bitte doch den Präsidenten, daß er diesen Gegenstand nicht zum letzten in der Tagesordnung mache, sonst hört die eßlustige Menge ihn nur mit halbem Ohre an! Wie wäre es, wenn man nicht bloß eine Kommission von etlichen Mitgliedern bildete, sondern den Grund legte zu einer erweiterten vaterländisch-historischen Gesellschaft, zu der auch andre beytreten könnten, die nicht gerade Mitglieder der gemeinnützigen Gesellschaft sind? Wahrlich, es gäbe noch manchen geistlichen und weltlichen Standes außer der Gesellschaft, der zu diesem Zwecke jährlich einige Gulden herschöffe! Ich selber

<sup>158)</sup> Vgl. diese Beiträge Heft 35 (1895), S. 80.

<sup>159)</sup> Diese erschien zuerst in einzelnen Artikeln des Schweizerboten 1820, Nr. 43 vom 26. Oktober bis 1822, Nr. 41 vom 10. Oktober, dann 1822 als Buch, seinem Inhalte nach voller Fehler, aber der Form nach fesselnd, wiewohl mit bekannter Tendenz. Vgl. v. Sinner, Bibliographie der Schweizergesch. S. 12.

tenne solche. Die allgemeinste Verbreitung ist hier die Hauptsache. Würde man ein Cirkular im Kanton herumgehen lassen, so dürfte man so viel Beyträge erhalten, daß man vielleicht alljährlich etwa 1000 Exemplare ins Volk bringen könnte. Wäre diese Gesellschaft gebildet und das Volk durch Kenntniß der allgemeinen schweizerischen Geschichte vorbereitet und mit Interesse für die speziellere Geschichte erfüllt: Dann könnte man ja nach einigen Jahren auch von Deiner Thurgauischen Geschichte eine wohlfeilere Ausgabe veranstalten und sie somit dem Volke näher bringen. Mit vereinter Kraft ist uns vieles möglich. Die oberste Leitung könnte ja immerhin bey der gemeinnützigen Gesellschaft bleiben. Mache doch den Hrn. Präsidenten mit diesem Gedanken bekannt! Lebe wohl!

Dein Bornhauser.

Hr. v. Laßberg sammelte eifrig nicht nur Bücher, sondern auch Alterthümer; besonders auf gemalte Scheiben hatte er es abgesehen, über die er guten Bescheid mußte <sup>160)</sup>. Am 27. April 1827 fuhr er nach Weinfelden, wo er die Glasgemälde des Oberamtmanns Reinhard sah. „Sie verdienen keiner Erwähnung; denn was auch früher Gutes mag daran gewesen sein, der liebe Mann hat sie jämmerlich massakriert und wahre Hieroglyphen daraus gemacht.“ <sup>161)</sup> Auf 1. Mai desselben Jahres lud ich den Freiherrn ein, nach Tänikon zu kommen <sup>162)</sup>, wohin ich, nachdem ich die Ehe meines Bruders Tags zuvor eingeseget, mich begeben wollte, weil der Abt von Wettingen zur Einweihung der neuen Äbtissin (Johanna Ruß aus Mosnang, gest. 1834) dort anlangen und nach Herkommen die Clausur für einige Tage öffnen würde und man somit Gelegenheit hätte, in die verschlossnen 75 Zimmer und Gänge zu gelangen und sogar gemalte Scheiben zu kaufen. Der Glaser von Ettenhausen hatte mir erzählt, daß er schon oft gemalte Scheiben im Kloster als alte Waare weggenommen und nach Winterthur verkauft habe, woraus sich ergab, daß man im Kloster Tänikon keinen sehr hohen Werth darauf legte.

<sup>160)</sup> Briefwechsel mit P. Birlingers *Allemannia* 15, 236 fg. 16, 7.

<sup>161)</sup> Ebendas. Bd. 15, 241. Vgl. diese Beiträge Heft 28 (1888), S. 22.

<sup>162)</sup> Ebendas. Bd. 16, 12 fg. *Thurgovia sacra* III, 416.

Mörkofer in seinen Erlebnissen (Thurg. Beiträge Heft 25 [1885] S. 38) erzählt: „Zwei unsrer Klöster besaßen sehr bedeutende Schätze von Glasgemälden, Tänikon im Kreuzgang und Feldbach im Konventsaal. In stumpfer Gleichgültigkeit ignorierten die Behörden deren Verschleuderung. Der berüchtigte Verhörer Ammann verkaufte 1832 als Klosterverwalter von Tänikon die dortigen Glasgemälde an Vincent in Konstanz sehr wohlfeil, nach der Klosterrechnung nur um 700 Gulden. Laßberg erhielt diejenigen von Feldbach noch bequemer und billiger. Er verfügte sich dahin, ließ sich das Kloster und namentlich den Konventsaal zeigen. Er rühmte der Frau Äbtissin (Augustina Fröhlich aus Balternswyl, Äbtissin von 1822 bis 1848) dessen Schönheit über die Maßen und beklagte nur, daß derselbe so dunkel sei; sie sollte doch neue Fenster machen lassen. Da sich die gute Frau mit der Armut ihres Klosters entschuldigte, so mußte der Freiherr Rath und wurde mit ihr eins, daß er gegen Uebernahme der alten Fenster ihr neue verschaffen wolle, für welche Generosität die Oberin sich bestens bedankte.“

Inzwischen ließ ich mich auf ein andres Unternehmen ein, das auch mit der Geschichtskunde zusammenhieng. Am 13. April 1825 erhielt ich von einem gewissen Johannes Dalp aus Thurg., damals Geschäftsführer der Heyer'schen Hof- und Universitätsbuchhandlung in Gießen folgendes Schreiben:

Verehrtester Herr Diacon! — Im voraus muß ich an Ihre freundliche Güte appellieren, daß ich als ein Ihnen gänzlich unbekannter Landsmann Sie mit diesen Zeilen belästige. Der Zweck und meine im Augenblick vom Vaterland abgeschnittene Lage wird, wie ich hoffe, auch bei Ihnen ein genügendes Motiv (so) darbieten, meine Freiheit nicht zu misdeuten.

Ihre werthe Adresse verdanke ich übrigens der Güte des Hrn. Joh. Casp. Zellweger in Trogen, der sich erbot, im Falle Sie die Güte haben sollten, auf mein Anliegen Rücksicht zu nehmen, Ihnen diejenigen Materialien an Zeichnungen und geschichtlichen Notizen mitzutheilen, die ihm zu Gebote ständen.

Ich beabsichtige nehmlich die Herausgabe eines Werkes, das, wie ich hoffe, von jedem wissenschaftlich gebildeten Schweizer als eine angenehme Gabe betrachtet werden wird. Der Gedanke und die Ausführung desselben bilden die Lust meines Lebens, und ich brauche an dem glücklichen Gelingen nicht zu zweifeln, da mich Männer wie

Busfinger, Luz, Hegner, Mauch, Zchoffe u. a. mit Interesse und thätiger Theilnahme unterstützen.

Was das Werk von F. Gottschald, Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands (9 Bde. Halle) für Deutschland geworden ist, soll das meinige für die Schweiz werden, und ich bedarf daher für meinen Zweck der kurz gefaßten Geschichte der „durch ihre Lage oder berühmte Besitzer“ bekannt gewordenen Ritterburgen und Bergschlösser unsres Vaterlandes. Um dem Ganzen gleich zu Anfang allgemeineres Interesse zu sichern, wünsche ich, so weit es möglich ist, den ersten Bänden aus jedem Kanton mehrere Geschichten einverleiben zu können.

Ihre Bekanntschaft mit der vaterländischen Geschichte läßt mich vielleicht nicht vergebens die Hoffnung hegen, daß Sie, wenn es anders nicht ganz außer dem Bereiche Ihrer Absichten liegen sollte, die Güte hätten, mir — was den Kanton Thurgau anbelangt — einige Beiträge zu liefern. Es befinden sich in diesem Kanton viele historisch nicht unwichtige Burgen, deren geschichtliche Darstellung für meinen Zweck passend wären. Es müßte eine jede selbständig und mit der möglichsten historischen Treue behandelt, aber doch so kurz, als es angeht, abgefaßt seyn; verwebt sich mit der Geschichte eine Sage oder Legende, so wird die Aufnahme derselben das Interesse für die ganze Geschichte gewiß nur erhöhen.

Daß die Arbeiten, der Sache gemäß, anständig honorirt werden sollen, brauche ich wohl nur anzudeuten. Die definitive (so) Ausführung wird bei meiner in einigen Monaten erfolgenden Rückkehr ins Vaterland bewerkstelligt werden.

Sollte es nicht möglich seyn, daß die Ausführung dieses Theils meiner Lieblings-Sache unter Ihrer speziellen Leitung geschehen könnte, so wären Sie wohl so gütig, mir zu sagen, an wen ich mich zu wenden hätte, um eines wahrscheinlich günstigen Erfolges mich gewärtigen zu können. Meine zutrauensvolle Annäherung und von Ihrer Seite vielleicht der Wunsch des Gelingens meiner Idee läßt mich die angenehme Hoffnung hegen, mit einer gütigen Antwort beehrt zu werden. In dieser Erwartung &c.

Derselbe an denselben. Gießen 28. Aug. 1825. — Die Kräfte vorzüglicher Männer unsres Vaterlandes vereinigen sich um mein Burgenwerk gewiß zu einem lieblichen Geschenk, für die Freunde der Geschichte zu machen. Allein bereits von mehrern eingegangene Verbindlichkeiten veranlassen, daß ich einen Theil der Beiträge erst in etwa 2—3 Monaten erhalten werde, und darum erst dann mit

dem Druck des Werkes begonnen werden kann. Ich wollte nicht ver säumen, Ihnen dieses anzuzeigen und Sie auch darauf noch auf merksam zu machen, daß ich bei Reichthum des Stoffes den Umfang jeder Burgsgeschichte nicht beschränkend dargestellt zu haben brauche.

Die Geschichten werden vom Ursprung an bis auf die Zer störung oder, entgingen sie dieser, bis auf die neueste Zeit dar gestellt. Bekannte Thaten der Besitzer, merkwürdige Ereignisse, die sich auf die Burg beziehen, müßten erzählt, Legenden, Sagen, wo solche vorhanden, angebracht werden. Stoff hiezu würden Ihnen wahrscheinlich gerade die Burgen der Herren v. Klingen darbieten und würden Sie mir unendliches Vergnügen machen, wenn ich diese auch von Ihnen erwarten dürfte, und wenn ich selbst statt drei noch vier Monate warten müßte.

Ich muß für den ersten Band hauptsächlich auf interessante Burgen Rücksicht nehmen, damit die Liebhaber nicht zurückgeschreckt werden und das Werk den Absatz erhält, den der interessante Gegen stand und die Liebe, mit welcher es unternommen worden, verdienen. Indem ich 2c. 2c.

Der selbe an denselben. Basel, 2. Dezember 1825. — Da nun allmählig der Zeitpunkt heranrücken wird, wo ich dem Empfang der Burgsgeschichten entgegen sehen kann, bitte ich Sie, dieselben nach Vollendung an meinen Freund, Herrn H. Ubelin, Adv. der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel, abzusenden, indem ich in der Kürze von hier abgehen und meiner weitem Bestimmung entgegen gehen werde.

Ich zweifle nicht, daß Sie die Güte gehabt haben werden, mir auch die größern Burgsgeschichten auszuarbeiten, und gerne will ich an dem Ihnen bestimmten Termin noch etwas zugeben, um auch diese erhalten zu können. Nach Empfang des Manuscriptes will ich Ihnen, wenn Sie es wünschen sollten, einstweilen eine Abschlags zahlung auf das Honorar machen. Ich zeichne unterdessen 2c. 2c.

Es gelang dem Unternehmer, für die Oberredaktion des Werkes den bekannten Dichter Gustav Schwab, damals Pro fessor am obern Gymnasium zu Stuttgart, anzustellen. Da dieser ein Ausländer war, so wurde noch Professor J. J. Hottinger in Zürich für die Mitarbeit gewonnen. Endlich erschien das Werk unter dem Titel: „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Berg schlößern historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern.

Mit einer histor. Einleitung von Prof. J. J. Hottinger in Zürich und herausgegeben von Prof. Gust. Schwab in Stuttgart. 3 Bände. Mit Kupfern. Chur und Bern, 1828. 1830. 1839.“ Ich lieferte für den ersten Band: Arbon S. 89, Altenklingen <sup>163)</sup> S. 95, Bischofszell S. 100, für den zweiten: Steinach (K. St. Gallen) S. 469, für den dritten: Bußnang S. 154, Weinfeldern S. 168, Griesenberg S. 180. Die übrigen thurgauischen Burgengeschichten bearbeitete J. R. Mörkofser in Frauenfeld, der für dergleichen Darstellungen mehr Geschick hatte als ich.

Aber dieses Unternehmen lieferte ein neues Beispiel zu der Erfahrung, daß der Buchhandel in der Schweiz damals viel Mühe hatte, um aufzukommen. Dalp war ein liebenswürdiger Mann, durchaus kein Schacherer, der die Schriftsteller auspressen wollte; er bezahlte schöne Honorare. Aber es gieng ihm nicht gut; nachdem er bis Ende Mai 1828 in Darmstadt conditioniert hatte, kehrte er in die Schweiz zurück nach Chur, und von da siedelte er nach Bern über. Aber auch hier machte er schlechte Geschäfte und

<sup>163)</sup> „In dem herrschaftlichen Schloß wird nebst andern als etwas Merkwürdiges gewiesen bei der Bildnuß des Hauptstifters, Leonhard Zollikofers, ein an diesem seinem Herrn auffspringender und mit Freuden liebkosender gemalter Hund, folgende seltsame Zugetragenheit vorstellend. Als gedachter Herr Zollikofer nebst andern schweizerischen Mitgesandten anno 1582 zu Erneuerung des Bunds mit König Henrico III. nach Paris gereiset, den Hund aber zu Haus zu behalten befohlen, hatte selbiger aber erst nach 14 Tagen sich von Haus verloren, den Weg unter die Füße genommen und selbigen nach Paris richtig getroffen, ist auch glücklich alda angelanget, grad in der Stunde, da die eidgenössischen Gesandten in das kgl. Audienz-Zimmer hinein geführt worden, und unversehens liebkosend voller Freud an seinen Herrn aufgesprungen, nachdem das arme Thier eine Reise von ungefehr 120 französischen Meilen, ohne einichen mündlichen Nachricht und Wegweisung unterwegs zu genießen, gemachet hat.“ Dav. Herrliberger, Topographie der Eidgenossenschaft. Th. 1. Zür. 1754, S. 24.

Die hübsche Geschichte „Der treue Hund“. Eine historische Anekdote aus d. 16. Jhr. von Pfarrer und Direktor J. C. Appenzeller in Biel beschrieben, steht in den Alpenrosen Jg. 1816, S. 190—210 und beruht auf Wahrheit. P. hat sie nicht benutzt, obwohl er von Stadtmann Zollikofer brieflich (10. Aug. 1827) darauf aufmerksam gemacht wurde.

erschöpf sich aus diesem Grunde. Sein Geschäft mußte liquidiert werden, und welche rohe Hände darein geriethen, beweist der einzige Umstand, daß die Abzüge der Kupferplatten zu den „Schweizerburgen“ unter die Makulatur geworfen wurden. Daher kommt es, daß von diesem Werke nachher Exemplare umliefen, die keine oder nicht alle Kupfer enthielten.

Ich darf hier nicht vergessen, daß Laßberg mich allmählig mit einem Theile der altdeutschen Litteratur bekannt machte und mich über die Erscheinungen dieses Gebiets im Buchhandel auf dem Laufenden erhielt. So begeistert er aber für alle Kunst des Mittelalters war, so genoß er dieselbe doch nicht ohne Kritik.

Schon im November des Jahres 1824 ließ er mir Bodmers Ausgabe der Minnesänger (2 Theile. Zür. 1758—59 in 4°); <sup>164)</sup> Hagens Ausgabe erschien erst 1838. Ein Jahr darauf erhielt ich die Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jh. (2 Bde., Berl. 1784—85) von Christ. H. Müller, Prof. am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin (lebte nachher in seiner Vaterstadt Zürich). Das waren unbeholfene Werkzeuge zum Studium des Altdeutschen; aber man hatte damals noch keine bessern. Den Freiherrn freute es ungemein, daß ich mich mit der deutschen Litteratur des Mittelalters näher bekannt machen wollte, und daß er die Aussicht hatte, in seiner Nähe einen Mitarbeiter in seinem Fache zu gewinnen. Er rieth mir, zuerst den Grundriß der altdeutschen poet. Litteratur von v. d. Hagen und Büsching (Berl. 1812) zu lesen; denn so unvollkommen das Buch sei, so unentbehrlich sei es, weil man kein andres hätte. Die Gedichte, namentlich Parcival, sollte ich später lesen. Von Laßberg erhielt ich auch die Zeichnungen des Manessischen Codex und dachte daran, das Bild mit dem turnierenden Walthar von Klingen als Holzschnitt der Thurg. Geschichte beizugeben. <sup>165)</sup>

<sup>164)</sup> Der unrichtig datierte Brief Laßbergs in der *Memannia* Bd. 15, 244 gehört ins Jahr 1824, darauf die Antwort P's Bd. 15, 284.

<sup>165)</sup> Briefwechsel in der *Memannia* Bd. 15, 232. 288. Bd. 16, 7.

Bis jetzt war in Deutschland die Beschäftigung mit der altdeutschen Sprache und Litteratur mehr nur eine Liebhaberei einzelner gewesen, und selbst Laßbergs Arbeiten auf diesem Felde, so sehr sie in aufrichtiger Begeisterung ihren Grund fanden, trugen doch mehr oder minder den Charakter des Dilettantismus an sich. Erst in den zwanziger Jahren legte Jacob Grimm auf grammatischem und legten Georg Friedrich Benecke und dessen Schüler Karl Lachmann auf kritischem Gebiete den Grund zur germanischen Philologie, einer der jüngsten Wissenschaften. Leider fand ich weder die nöthige Zeit noch die rechte Lust dazu, mich in dieselbe zu vertiefen.

Die neue Bahn, welche Jacob Grimm durch seine Grammatik (Th. I. 1822; Th. II. 1826; Th. III. 1831; Th. IV. 1847) einschlug, indem er die Methode der Naturwissenschaften auf die Sprachforschung anwandte, war unserm B. fremdartig und unbehaglich; er steckte noch in Adelsungs Ansichten. Nicht einmal das Gesetz der Lautverschiebung wollte er begreifen.<sup>166)</sup>

B. an Laßberg, 29. Okt. 1825. — Je mehr ich Grimms deutsche Grammatik lese, desto weniger kann ich mich in seine Ansichten finden. Ich kann nicht recht begreifen, wie im Laufe der Zeiten die gothischen Vokale und Konsonanten in andre Töne übergegangen seien und sich somit die Dialekte der verschiedenen Jahrhunderte aus einander entwickelt haben. Ich glaube bisher im Gegentheil, daß bald der baierische, bald der schwäbische, bald der fränkische Dialekt sich in der Schriftsprache geltend gemacht und über andere Dialekte erhoben habe, je nachdem in diesem oder jenem Lande mehr Liebe zur Litteratur herrschte.<sup>167)</sup> So läßt sich ja in Bodmers Sammlung der Minnesänger bei gleichzeitigen Verfassern Verschiedenheit des Dialektes nachweisen, und in Bayern ertönen jetzt noch die gothischen Laute. Sollte ich in meiner Ansicht irren, so unterziehe

<sup>166)</sup> Briefwechsel in der *Memannia*. Bd. 15, 287. 233. Bd. 16, 14. Aus Vernachlässigung dieser Studien hat er dann auch nichts für die Etymologie gelernt; er machte haarsträubende Ableitungen, zumal für thurg. Ortsnamen.

<sup>167)</sup> B. macht hier Konfusion; er verbindet unlogisch die Entstehung der Mundarten durch Lautwandel mit der abwechselnden Herrschaft der einen oder andern Mundart in der Sprache der Litteratur. Laßbergs Antwort zeugt übrigens nicht von viel besserem Verständnis.



ich mich gerne Ihrem hierin kompetenten Urtheile, möchte indeß, weil mich die Sache interessiert, doch etwas weiter nachforschen, als ich bisher gethan, und zu diesem Ende hin die Denkmäler der altdeutschen Sprache bei meinen Forschungen über die Landesgeschichte zum Gegenstande meiner Nebenstudien machen. Aus diesem Grunde bitte ich Sie um Mittheilung von Myllers Sammlung und des Gottfried von Straßburg Werke, oder um anderes, was noch förderlicher für meinen Zweck oder für Sie entbehrlicher ist.

Laßberg an P., 4. Nov. 1825. — Was Sie über Grimms Grammatik sagen, habe ich zum Theile oft schon selbst gefunden; aber dieser Mann hat eine große Auctorität im nördlichen Deutschland. Wir sind sehr gute Bekannte, führen aber oft abweichende Meinungen in unserm epistolarischen Verkehr. Was Sie aber von Umwandlung der Selbstlaute (!) in unsrer Sprache sagen, ist nicht ganz begründet; denn das Gegentheil ist vielmehr faktisch erwiesen; wohl aber bin ich darin Ihrer Meinung, daß diese Mundarten (Dialekte) nicht erst aus dieser Umwandlung entsprungen seien. Es kömmt bei diesen Dingen viel, ja das Meiste auf Zeit, Volk und Land an, von denen gerade die Rede ist. Meine alte sich immer mehr befestigende Meinung ist, daß schon vor Uffilas Zeit, ja bei der Einwanderung aus Asien bei den germanischen Stämmen zwei Hauptdialekte gewesen, so wie sie noch sind: der ober- und niederdeutsche.

P. an Laßberg, 4. Aug. 1827. — Vor einigen Tagen habe ich Lachmanns Ausgabe Walthers von der Vogelweide erhalten, einiges darin auch gelesen. Als Borrath ist das Ding recht brav; aber die neue Recension des Textes und die Auswahl der Lesarten gefiel mir nicht ganz. Sie wissen wohl, wie wenig Gewicht mein Tadel hat; ich spreche meinen Zweifel bloß aus, um Sie um Belehrung zu bitten.

Schon im J. 1825, als in der Darmstädter Kirchenzeitung ein Recensent die Predigten des Franziskaners Berthold (her. v. Kling, Berl. 1824) verlästerte, indem er behauptete, der Inhalt derselben sei werthlos, die Sprache abscheulich, fiel mich die Lust an, etwas zu entgegnen und wurde darin von Laßberg bestärkt. Dies führte mich zu Nachforschungen über sein Leben, die mich einige werthvolle Notizen finden ließen,<sup>168)</sup> ohne daß ich eine Antirecension schrieb.

<sup>168)</sup> Briefwechsel in der *Allemannia* Bd. 15, 288. 233. Bd. 16, 8. Eine sehr instructive Recension der Ausgabe von Bertholds Predigten durch Kling gab J. Grimm in den *Wiener Jahrbüchern* 1825, S. 194 ff. (wieder abgedruckt in den *Kleinen Schriften* Bd. IV, S. 296—360).

Beim Recensieren hielt Laßberg nicht hinterm Berge, wie folgende Bemerkungen über Anton Henne's Divico (Stuttg. 1826. 2 Bde.) zeigen.

Laßberg an B., 2. April 1827. — Ich sende Ihnen auch noch den Divico zurück, welchen ich nicht weiter als bis zum darin befindlichen Zeichenschnürchen bringen konnte. In langer Zeit hat mir kein Buch so viel Anstrengung und Selbstüberwindung gekostet wie dieses. Wahrlich, Herr Henne ist kein *albae gallinae filius*, und an diesem kindischen und läppischen Ding hat der arme Mann, wie er selbst sagt, zehn ganze Jahre gearbeitet! Gegen das Horazische *nonum prematur in annum* hat er sich zwar damit gerechtfertigt, aber auf der andern Seite auch gezeigt, wie lange eine fixe Idee, wenn sie auch noch so albern ist, und wie tyrannisch sie einen schwachen Menschen beherrschen kann. Das Sprichwort sagt zwar, daß eine blinde Henne auch eine Erbse findet; hier war es aber nicht der Fall.<sup>169)</sup> „Heiliger Gallus! Habe Sorg zu deinem Archive; denn wenn der Archivar mit den Urkunden umgeht, wie er mit unsrer guten deutschen Sprache verfahren ist, so erbarme dich der liebe Himmel dieser Sammlung! Im Litteraturblatte des Morgenblattes 1826 soll eine Recension dieses epischen Unsinns oder dieses unsinnigen Epos stehen, die ich sehr begierig wäre zu lesen, besonders da ich den Recensenten, Dr. Menzel, persönlich kenne; besitzen Sie diesen Jahrgang des Morgenblattes, so verbinden Sie mich durch Uebersendung desselben. Ich will gerne glauben, daß dies Nationalepos, wie es der Verfasser so bescheiden nennt, bei den Kaufmannsdienern in St. Gallen und vielen, die es nicht verstehen, einiges Glück machen wird; aber für alle die, welche Sprache, Geschichte und Mythen unsres alten Volkes kennen, ist und bleibt es ein ewiger Greuel. In soweit dieser Divico dem Hrn. Henne 360 Subscribenten oder 360 Kronenthaler eingebracht hat, ist er ein wahrer Divico, qui divitias dat;

<sup>169)</sup> Memmania Bd. 15, S. 239 fg. der Ausdruck *albae gallinae filius* (Glückskind) ist aus Juvenalis 13, 141. Anton Henne von Sargans (1798—1870) hatte ein sehr bewegtes Leben, war erst Benediktinermönch zu Pfäfers, dann 1823 Lehrer in Hofwyl, 1826 Stiftsarchivar, 1834 Professor an der Kantonschule, 1841 wegen seines Radikalismus entlassen, 1842 Professor in Bern, 1855 entlassen und wieder Stiftsarchivar in St. Gallen, 1861 Sekretär des Erziehungsrathes, gest. 1870. Das in Anführungszeichen Gedruckte aus einem Briefe an Zellweger. Briefwechsel S. 92 fg.

aber außer diesem Erlös möchte ich den Ertrag mit dem Verleger nicht theilen."

Wegen der reichen litterarischen und antiquarischen Schätze, die auf Schloß Eppishausen nicht nur aufgehäuft lagen, sondern auch zugänglich gemacht wurden, fanden sich daselbst immer mehr Besucher von Namen ein. Zu diesen gehörte vor allen Ludwig Uhland. Er hatte in dem langjährigen württembergischen Verfassungskstreite (15. März 1815 bis 24. Sept. 1819), in welchem es sich um die Frage handelte, ob eine Verfassung für Württemberg einseitig vom Könige allein oder von diesem und den Landständen zusammen erlassen werden könne, muthig zu denen gehalten, welche das „alte Recht“ vertheidigten, nämlich daß das Grundgesetz des Staates nur unter Mitwirkung und Zustimmung der Stände ins Werk gesetzt werden könne. In Folge seiner muthigen Haltung war der früher fast nur als Dichter bekannte, als Advokat fast unbekannt Mann in Württemberg populär geworden, und seine Vaterstadt Tübingen wählte ihn zum Abgeordneten in die Landstände. Auch sonst mehrten sich die Lichtstrahlen seines Lebens. Zur Feier der neuen Verfassung führte man in Stuttgart seinen „Herzog Ernst“ auf, zu dem er einen Prolog dichtete, welcher mit Anspielungen auf die Begebenheiten in Württemberg gespickt war. Die erste Auflage seiner Gedichte (1815) war vergriffen; es mußte eine neue gedruckt werden, die im Frühjahr 1820 erschien und für die er von seinem Verleger Cotta 800 Gulden Honorar erhielt. Einen Monat nachdem der König Wilhelm sich zum zweiten Male vermählt hatte (die durch ihre Wohlthätigkeit beim Volke so beliebte Königin Katharina Paulowna war am 19. Januar 1819 gestorben), führte auch Uhland seine Braut heim, aber auf echt uhlandische Weise. Den ganzen Morgen des Hochzeitstages (29. Mai 1820) brachte er im Ständehause zu, weil er bei einem wichtigen Verhandlungsgegenstande nicht fehlen wollte; um 3 Uhr gieng er zur Trauung und nachher wieder in die Ständeversammlung. Obgleich die Landstände bald nach Uhlands Hochzeit vertagt wurden, so mußte

er, als in den Ausschuß gewählt doch noch einige Wochen in Stuttgart bleiben, ehe er mit seiner jungen Frau die Reise, die sie nach der Schweiz machen wollten, antreten konnte.

Seit dem 8. April 1820 stand Uhland, weil er sich mehr und mehr altdeutschen Studien hingab, in Briefverkehr mit dem Freiherrn von Laßberg; allein auf der Hochzeitsreise gieng er mit seiner Emma (eig. Emilie Vischer) an Eppishausen vorbei nach St. Gallen, Einsiedeln, Schwyz und auf den Rigi. Es machte ihm Freude, seiner Frau die Schweiz zu zeigen, die er im Herbst 1806 als Student schon einmal durchstreift hatte, und für deren Volk er große Sympathie hegte, und ihm zu Liebe bewährte die vortreffliche Frau mehr Kräfte, als sie sich zuge- traut hatte, obwohl sie eine gute Fußgängerin war. Vergeblich hatte Laßberg gehofft, dem Freunde zum Führer zu dienen, weil er sich bewußt war, daß niemand besser im Stande gewesen wäre, ihm bei geschichtlichen Erinnerungen das Örtliche bestimmter und umständlicher nachzuweisen.

Nach Hause zurückgekehrt, vertiefte sich Uhland, wenn er nicht durch Geschäfte in Anspruch genommen war, wieder mit Lust in die mittelalterlichen Studien; er war jetzt eben mit einer Arbeit über Walthar von der Vogelweide beschäftigt, die er im Herbst 1821 fertig stellte, und die im April des folgenden Jahres die Cotta'sche Presse verließ. Es war das ein köstliches Büchlein, das allen Freunden deutscher Poesie große Freude bereitete, das anmuthigste Bild, das jemals ein Dichter von einem andern Dichter entworfen hatte. Bis dahin hatte man die altdeutsche Lyrik als Minnegefang in Bausch und Bogen genommen; diese Schrift hingegen war der Anfang geschichtlicher Besprechung des Individuellen in jener Poesie. Walthar und Uhland zeigten, wenn auch nicht innere Verwandtschaft, so doch manche Berührungspunkte. Der Kämpfer für Recht und Freiheit in Württemberg verstand zu würdigen den ritterlichen Streiter des Mittelalters für das Reich und die Wahrheit; der Sänger von „Lenz und

Liebe" ihn, der hievor den frowen sanc umbe ir blozen gruoz; der wanderlustige Schwabe den fahrenden Tyroler, die beide von der Seine unz an die Muore Deutschland durchquerten.

Erst im Juni 1823 kam Uhland dazu, den längst vorgehabten Besuch bei Laßberg auszuführen. Er wanderte nach Konstanz und von da über Kreuzlingen auf die thurgauische Höhe. Als er aus dem Walde trat, genoß er die schöne Aussicht über das Thurthal, welches im Hintergrunde durch die Appenzellerberge begrenzt wird. Da sah er auch das Schloß Eppishausen auf dem Hügel vor sich, ein großes wohlgebautes Haus mit mehreren Wirtschaftsgebäuden. Von Hrn. v. Laßberg wurde er äußerst freundlich aufgenommen; er fand da den alten Staatsrath v. Ittner aus Konstanz, ferner einige Personen aus der Nachbarschaft und einen Sohn Laßbergs, Lieutenant in bairischen Diensten mit seinem Rittmeister von Madruz. Am folgenden Tage zeigte Laßberg seinem Gaste die litterar. Schätze und die Aussicht auf den Bodensee vom obern Stockwerke aus. Ein paar Tage darauf führte Laßberg den Dichter und den Rittmeister nach St. Gallen; dort brachten sie mehrere Stunden in der Bibliothek zu, wo sie zum ersten Male eine ägyptische Mumie sahen. Nach anderthalb Tagen Aufenthalt, den er zu Studien und zu einem Ausflug ins Rheinthal benutzte, pilgerte Uhland wieder nach Eppishausen und reiste erst am 16. Juni über Hohentwiel, Sigmaringen und Ebingen nach Tübingen zurück.

Von nun an wechselten die Briefe zwischen Württemberg und Thurgau viel häufiger; denn Uhland beschäftigte sich jetzt noch intensiver mit der altdeutschen Poesie, und Laßberg hatte mit seinem Liederfaal auch Berg genug an der Kunkel.

Als ich dem berühmten Dichter vorgestellt wurde, stotterte er ein wenig, bis er in die Worte ausbrach: „Seien Sie mir willkommen!“ Die Unterhaltung mit Uhland wendete sich bald auf die deutschen und besonders die württembergischen Zustände; aber ich als junger Pfarrer, der die Kämpfe um die württembergische

Verfassung nicht im einzelnen kannte, mischte mich wenig in das politische Gespräch, das der sonst schweigsame Dichter mit unserm Wirth so lebhaft führte. Später kam man auf das Anniversarium von Calw, wovon ich eine Abschrift in Kreuzlingen entdeckt hatte,<sup>169)</sup> die ich ihm gab. Als das Kloster Kreuzlingen wie andre durch das Gesetz vom 14. Juni 1836 unter staatliche Verwaltung gestellt wurde und mir der Zutritt zum Archiv in Folge dessen erleichtert war, fand ich noch andre Akten darüber vor. Einmal erschien Uhland zum Besuche in Bischofszell, als ich gerade einen Band Kreuzlinger Sachen bei mir liegen hatte, die ihn interessierten, weil das Kloster Besitzungen im Württembergischen gehabt hatte; er machte Auszüge daraus.<sup>170)</sup> Ein andermal kam er wieder, als ich eine Schweizerreise machte, und noch ein letztes Mal, als er Seebäder in Rorschach nahm; da brachte er mir die letzte Ausgabe seiner Gedichte; am folgenden Tage mußte ich ihn nach Rorschach geleiten.<sup>171)</sup>

Öfters wurde Eppishausen auch von Gustav Schwab besucht, der durch die Herausgabe von Dalps Burgentwerf (für welches er freilich nur eine Anzahl Gedichte lieferte und die Anordnung traf) so wie so mit der Schweiz in Verbindung trat.<sup>172)</sup> Dazumal (1818-1837) war Schwab Professor der alten Sprachen am obern Gymnasium zu Stuttgart, ein guter Lateiner, der Uhlands vaterländische Gedichte ins Lateinische übertrug (Ludo-

<sup>169)</sup> Genauen Abdruck der hieher gehörigen Urkunden findet der Leser in der *Alemannia*. Bd. 19 (1892) S. 49—67: „Der große Jahrtag auf dem Wümlinger Berg“ von Dr. Johannes Meyer.

<sup>170)</sup> Er verwerthete diese Auszüge hauptsächlich bei dem Aufsatze zur schwäbischen Sagenkunde in Pfeiffers *Germania* 1, 304 fgg. Uhlands Schriften Bd. 8 (1873), S. 337 fgg.

<sup>171)</sup> Nach Uhlands Briefwechsel mit Laßberg (Wien 1870) war der Dichter in der Schweiz 1820 (S. 11), 1823 (S. 32 fg.), 1829 (S. 133), 1830 (S. 181), 1837 (S. 235), 1841 (Leben von seiner Wwe. S. 296)

<sup>172)</sup> Laut Gust. Schwabs Leben von seinem Sohne (Freib. i. B. 1883) war Schwab in der Schweiz 1825 (S. 88), 1829 (S. 102), 1834 (S. 114).

vici Uhlandi de constituenda republica carmina. Stuttg. 1823) und seit 1826 mit Osiander und Tafel die in der Jugendwelt bekannte Sammlung von Uebersetzungen der griechischen und römischen Klassiker leitete. Im Herbst 1825 machte er mit Freunden aus Württemberg eine Reise nach Graubünden, wo er den Dichter Salis kennen lernte, trennte sich dann auf dem Rückwege von seinen Gefährten, um eine ihm noch unbekannte Gegend am Bodensee kennen zu lernen. Durch einen glücklichen Zufall traf er mit Laßberg, an den er von Uhland einen Empfehlungsbrief<sup>173)</sup> bei sich trug, und den er im Thurgau besuchen wollte, schon unterwegs zusammen, indem Laßberg, welcher an ihm vorüberfahren wollte, von Schwabs Kutscher erkannt wurde. Laßberg begrüßte ihn freundlich, nahm ihn in seinen Wagen auf und führte ihn nach St. Gallen, wo sich ihm der Mittelpunkt für die geschichtliche Erforschung der Bodenseegegend unter der Leitung des trefflichen Kenners, der ihn auch mit dem gelehrten st. gallischen Geschichtschreiber Ildesons v. Arx bekannt machte, erschloß. Von hier nahm ihn Laßberg für einige Tage auf sein Schloß Eppishausen, wo er viel Unterhaltung und wissenschaftliche Anregung erhielt. Er war von mittelgroßer Gestalt, aber sehr kräftig. Auf Eppishausen begrüßte er mich so handfest, daß mich sein deutscher Händedruck ordentlich schmerzte. Zwei Jahre zuvor hatte er die Neckarseite der schwäbischen Alb, mit eingestreuten Romanzen und andern Zugaben (Stuttg. 1823) bearbeitet und damit viele Leser angezogen; jetzt regte ihn der Herr v. Cotta, der sich bei der eben zu jener Zeit auf dem Bodensee eingeführten Dampfschiffahrt betheiligte, zu einem Werke über den Bodensee an. Er theilte das Buch in zwei Abtheilungen, eine historische und eine topographische, und beschäftigte sich damit den ganzen Winter von 1825 auf 26. Allein es erschien erst im Sommer 1827 („Der Bodensee nebst dem Rheinthal von St. Luziensteig bis Rheinegg. Mit zwei Charten. Stuttg. 1827. Die zweite Auflage

<sup>173)</sup> Er ist abgedruckt im Briefwechsel Uhlands mit Laßberg S. 75.

erschien in zwei Abtheilungen mit besonderer Pagination. Stuttg. 1840“). Ohne mich zu rühmen, darf ich sagen, daß das meiste Material über das linke Ufer theils von mir, theils vom Freiherrn v. Laßberg herrührt.<sup>174)</sup>

Zu diesem Werke lieferte Schwab anhangsweise einige der mehr oder minder bekannten Balladen: Die Schöpfung des Bodensees; der Reiter und der Bodensee (nach einer Uebersetzung vom 5. Febr. 1695); des Fischers Haus (Sage von Gottlieben); Konradin, die Maid von Bodman. Diese Balladen erschienen dann wieder in der Gesamtausgabe seiner Gedichte (2 Bde. Stuttg. 1828—29), worin sich auch noch andre Stoffe aus unsrer Gegend poetisch behandelt finden: die Kammerboten, der Möringer, der appenzeller Krieg.<sup>175)</sup>

Im Herbst 1829 kam Schwab mit seiner Frau (Sophie Gmelin) in die Schweiz; sie verweilten acht Tage trotz schrecklichen Regenwetters auf Eppisshausen,<sup>176)</sup> von wo sie über Heiligenberg zurückkehrten.

<sup>174)</sup> Laßbergs Beschreibung von Heiligenberg S. 381 fgg (2 Aufl., Abth. 2, S. 136) würde jeder erkennen, auch wenn seine Autorschaft nicht S. 283 (289) angedeutet wäre.

<sup>175)</sup> Das Gedicht „Der Spuck auf dem Bodensee“ (zuerst im Morgenblatt 1830, Nr. 56, dann im „Bodensee“ 2. Abth. S. 289 und in unsern Beiträgen Heft 1, S. 82 bezieht sich auf eine Schlittenfahrt im Februar 1830, welche Laßberg mit Imhof und Pupikoser von Hagnau nach Uttwyl machte, wovon später.

<sup>176)</sup> Laßberg an Uhland 28. Nov. 1829, Briefwechsel, S. 151.

NB. Fortsetzung im nächsten Hefte.